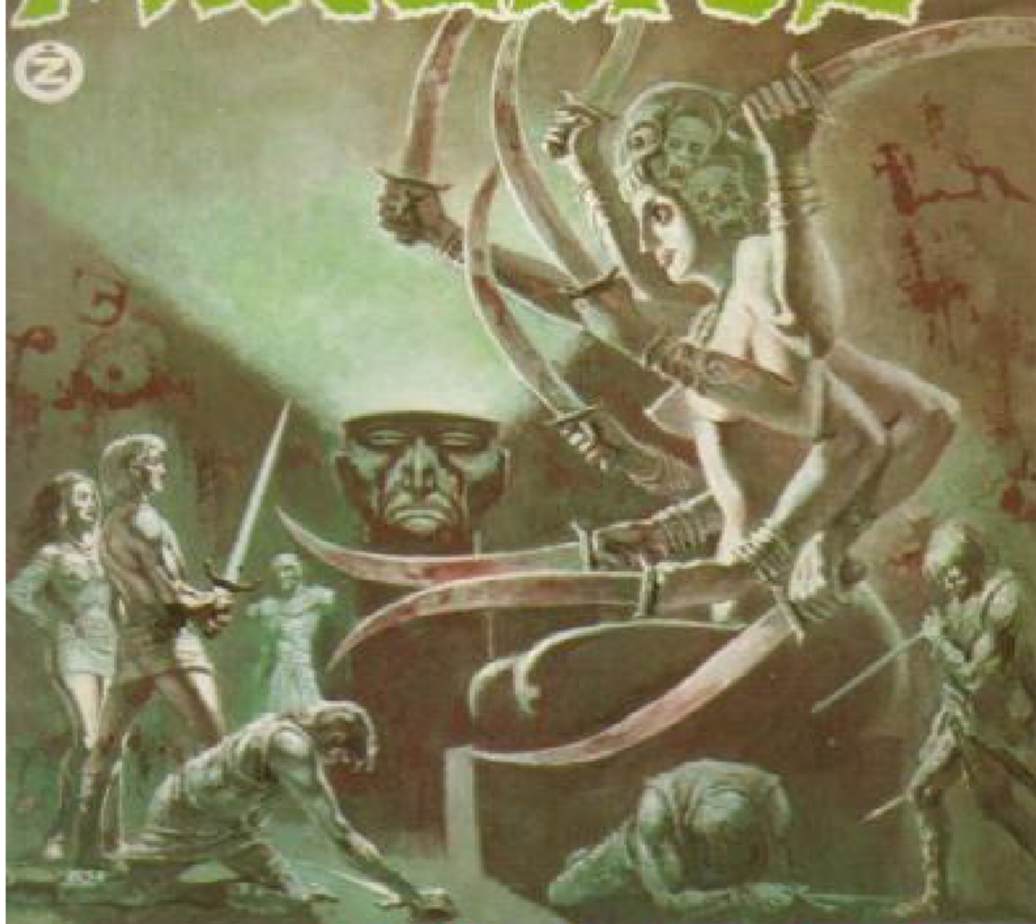
DAN SHOCKER's
Macabros



Nr. 30

DM 1,20

Österr. S 9; Schweiz Fr. 1,50
Schweden Kr. 2,50 incl. moms
Italien L 300; Spanien Pts
Printed in Germany

Tempel der Versteinerten



Nr. 30

Tempel der Versteinerten

(Xantilon-Zyklus Teil 5)

»Ich bin des Alleinseins müde und suche eine nette, charmante Frau, die nicht reich sein muß, aber viel Herz haben soll. Ich bin Witwer, Ende vierzig, und mein Wunsch ist es, einer sympathischen Frau zu begegnen, die ich lieben und verwöhnen kann. Wenn Sie sich angesprochen fühlen, schreiben Sie an diese Zeitung, damit wir ein Treffen vereinbaren können.«

Sie las diesen Text leise vor sich hin, lehnte sich dann in den Sessel zurück und dachte über diese Anzeige nach.

Jane Goodwin schlug die Beine übereinander. Sie war siebenunddreißig, und eigentlich hatte sie nie daran gedacht, sich jemals von einer Anzeige dieses Inhalts ansprechen zu lassen. Aber seltsam, wie sich Einstellungen im Leben mit der Zeit wandeln.

Ein Witwer? Das bedeutete, daß dieser Mann möglicherweise schon einiges im Leben mitgemacht hatte. Seine Frau war früh gestorben oder durch einen Unfall ums Leben gekommen. Er lebte vielleicht schon jahrelang allein und hatte sich entschieden, wieder zu heiraten. Ein Mann in guter Position, gut aussehend?

Das alles stand nicht im Text der Anzeige. Die Art und Weise, wie die Anzeige abgefaßt war, gefiel ihr, das mußte sie sich im stillen eingestehen. Hier wurden keine großen Versprechungen gemacht.

Nett und charmant – war sie das? Eigentlich ja, das konnte sie von sich behaupten. Und sie sah auch nicht schlecht aus. Daß sie außer nichtssagenden Bekanntschaften noch keine feste Bindung eingegangen war, daran waren mehrere Faktoren schuld.

Anfangs wollte Jane Goodwin nicht heiraten, dann waren die Männer, für die sie sich interessierte schon verheiratet und endlich war dann jener Zeitpunkt gekommen, wo sie den Anschluß verpaßte, weil sie sich beruflich so sehr engagierte, daß ihr Privatleben in den Hintergrund trat.

Sie war Leiterin eines Schreibbüros und hatte dafür zu sorgen, daß die Damen sich nicht zu oft unterhielten und dafür mehr tippten.

Man beneidete sie um ihre Position. Jane verdiente gut und war das, was man eine selbständige, emanzipierte Frau nannte, ohne daß sie ihre Fraulichkeit verloren hätte.

Seit geraumer Zeit aber fragte sie sich, ob das Leben, das sie führte, wirklich das richtige war, ob es nicht noch andere Werte gab. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie angefangen, Heiratsanzeigen zu lesen, ohne allerdings ernsthaft ins Auge zu fassen, sich auf eine zu melden.

Noch nie war sie allerdings so nahe daran gewesen, ihre Vorsätze über Bord zu werfen.

Wer steckte dahinter? Menschen, die wie sie etwas suchten, was sie verpasst hatten, Menschen, die sich vielleicht scheuten, anderweitig Bekanntschaften zu schließen, Menschen, die sonst keine Gelegenheit fanden?

Viele Anzeigen sagten ihr überhaupt nicht zu. Die einen waren zu primitiv, andere wieder wirkten übertrieben oder betont salopp.

Manchmal glaubte sie, sich direkt die Person vorstellen zu können, die sich mit diesem oder jenem Text einen Partner oder eine Partnerin suchte.

Jane Goodwin las die Anzeige, die sie interessierte, noch einmal. Dann ergriff sie die Initiative. Der Text gefiel ihr. Einfache, bescheidene Worte sprachen sie an. Genau in der gleichen Form wollte sie darauf antworten.

Das tat sie. Noch am Abend machte sie einen Spaziergang zum Briefkasten, der nur wenige hundert Meter von dem Haus entfernt stand, in dem sie wohnte.

Jane warf den Brief ein, und damit sollte der Alptraum ihres Lebens beginnen…

Schon zwei Tage später erhielt Jane Goodwin eine Antwort auf ihr Schreiben. Es war sehr nett abgefaßt. In dem Brief teilte ihr Lee Batskill, so hieß der Witwer, seine Telefonnummer mit. Er bat um ihren Anruf, damit sie eine Begegnung vereinbaren konnten. Als Absender war ein Londoner Vorort angegeben. Batskill schrieb von seinen Hobbys. Er war ein weitgereister Mann, interessierte sich für Kunst und Kunstgeschichte und erwähnte, daß er selbst in seiner Freizeit Statuen anfertige und sein Haus mehr einem Museum als einem Wohnhaus gleiche. Vielleicht, so fügte er hinzu, würde sich das eines Tages wieder ändern, wenn die richtige Frau hier einzöge und Ordnung schaffe.

Der übernächste Tag war ein Samstag, Jane überlegte, daß sie eigentlich das Wochenende nutzen konnte, es auf einen ersten Schlagabtausch ankommen zu lassen. Gleich in das abseits gelegene Haus des Mannes zu fahren, reizte sie zwar, doch sagte sie sich, daß sie als Dame die Sache mit einem gewissen Fingerspitzengefühl anfassen mußte.

Der ausführliche Brief von Lee Batskill brachte auch an den Tag, daß er als Schriftsteller und Berater für Zeitschriften tätig war, in denen unter verschiedenen Pseudonymen Artikel von ihm erschienen.

Dieser Batskill schien in der Tat ein interessanter Mensch zu sein, dachte Jane Goodwin und entschloß sich, den nächsten Schritt zu gehen.

Am Abend des gleichen Tages rief sie von ihrer hübschen Stadtwohnung aus an. Nach dem dritten Klingelzeichen meldete sich Lee Batskill. Er hatte eine dunkle, angenehme Stimme. Auch sie war Jane vom ersten Augenblick an sympathisch.

Die Kontaktaufnahme entwickelte sich freier und ungezwungener, als sie befürchtet hatte. Sie hatte sich ihr Gespräch und ihr Vorgehen genau zurechtgelegt, aber als sie dann sprach, als sie fragte und

plauderte, da war doch alles ganz anders. Es ergab sich alles wie von selbst, und sie war froh darum.

Sie kamen überein, sich Samstagabend zum ersten Mal zu treffen und ›zu beschnuppern‹, wie Lee Batskill lachend meinte. Schon jetzt habe er ein gutes Gefühl, diesmal keine Enttäuschung zu erleben. Sie gefiele ihm vom Äußeren her sehr gut – Jane hatte ihm ein Foto mitgeschickt – und wenn das Geistige und Seelische auch übereinstimmten, dann wäre das die beste Basis, die man sich überhaupt wünschen könnte. Manchmal würden im Leben die Würfel recht seltsam fallen, und das Schicksal führe Menschen zusammen, die sich auf Anhieb sympathisch wären, ohne zuvor jemals voneinander gewußt zu haben.

Ein kleines gemütliches Lokal im Stadtteil Soho, wo man gut essen und trinken konnte, wurde als Treffpunkt auserkoren.

Lee Batskill hatte die längere Anreise. Jane Goodwin traf vor ihm im »Chemin« ein, einem französischen Spezialitätenrestaurant mit Kaminatmosphäre und leiser Musik und Kerzenschein. Jane fühlte sich aufgeregt, je näher der Zeitpunkt kam, an dem der Mann, mit dem sie verabredet war, eintreffen wollte.

Er kannte sie durch das Foto. Lee selbst hatte kein Bild mitgeschickt, da – wie er glaubhaft und witzig in seinem Brief versicherte – kein neueres Foto von ihm existiere und ihr nicht damit gedient sei, wenn er eine Aufnahme von sich in Strampelhosen oder als Etonschüler vorlegte. Am besten sei da die persönliche Vorstellung in Lebensgröße. Nähere Angaben über seine Person waren nur spärlich.

Es war zwei Minuten nach acht, als ein einzelner Gast das »Chemin« betrat. Der Ankömmling trug einen dunklen Anzug mit feinem Nadelstreifen und eine dezent gemusterte Krawatte. In der Rechten hielt er einen in weißes Seidenpapier eingeschlagenen Blumenstrauß.

Jane Goodwin lächelte. Sie saß in einer Ecke neben dem Kamin. Von hier aus konnte man gut das kleine, verwinkelte Lokal und den Eingang überblicken.

Sie machte eine kaum merkliche Handbewegung, um auf sich aufmerksam zu machen. Aber da hatte Lee Batskill sie schon erblickt. Seine Miene hellte sich auf.

Jane atmete tief durch… Ein gut aussehender Mann! Daß er schon achtundvierzig war, sah man ihm nicht an. Sie würde ihn auf den ersten Blick zehn Jahre jünger schätzen. Gepflegtes Äußeres, sicheres Auftreten – ein Mann, der es nicht schwer hatte, das Herz einer Frau zu erobern.

Mit diesem Gedanken schlich sich sofort eine andere Überlegung in ihr Bewußtsein. Wenn ein Mann so gut aussah, dann hatte er es doch

nicht nötig, eine Heiratsanzeige aufzugeben und… Sie verwarf die Überlegung ebenso schnell wieder, wie sie ihr gekommen war, und im stillen schalt sie sich eine Närrin, daß sie so vorschnell urteilte, als käme es ihr darauf an, negative Punkte zu sammeln, um diese Begegnung schon im Keim zu vergiften.

Niemand vermochte hinter die Stirn dieses Mannes zu blicken, der sich nach dem Tod seiner Frau vom gesellschaftlichen Leben zurückgezogen und möglicherweise – genau wie sie – den Anschluß verpaßt hatte, der erst wieder zu sich selbst hatte finden müssen, um einen neuen Anfang zu riskieren. Auch wie sehr er seine Frau geliebt hatte, spielte dabei keine untergeordnete Rolle.

Lee Batskill kam an ihren Tisch und reichte ihr die Hand. »Sie sind Jane«, sagte er einfach. »Ich freue mich, Sie hier zu sehen.« Er wickelte das Papier von dem Strauß und legte die Blumen – einen buntgemischten Rosenstrauß – neben die junge Frau.

Jane Goodwin lächelte. »Ich auch.« Es klang ehrlich.

Er war ein stattlicher Mann mit breiten Schultern und schmalen Hüften, und sie schätzte seine Größe auf einsachtzig.

Er war etwas ernst, wenn er sprach, und ihr fiel auf, daß seine Blicke manchmal verträumt an einem imaginären Punkt hingen und er sie gar nicht richtig wahrzunehmen schien.

Batskill erzählte viel von sich und von seinem Leben mit seiner ersten Frau, die mit dreißig Jahren an Krebs gestorben war. Seit zwölf Jahren lebte er allein, trieb nur seine Studien und ging ganz in seiner künstlerischen Betätigung auf.

Er sprach ruhig, und man hätte ihm stundenlang zuhören können. Jane prüfte ihn schon in diesen Minuten ganz genau. War er arrogant? Übertrieb er? Doch sie fand nichts Gekünsteltes an ihm. Seine Natürlichkeit war entwaffnend, seine Bildung beachtlich. Sie mußte es sich ehrlich gestehen: In der Nähe dieses Mannes fühlte sie sich wohl.

Bestimmte Gedanken kamen Jane, während sie ihm selbstvergessen lauschte. Die Kolleginnen aus dem Büro! Die würden Augen machen, wenn sie erfuhren, daß…

Da brach sie ihre eigenen Überlegungen abrupt ab. Nur nicht vorschnell etwas ins Kalkül ziehen, von dem sie nicht wußte, ob mehr daraus wurde. Trotzdem kam sie von diesem Gedanken nicht ganz los und dachte daran, ob sie am nächsten Wochenanfang von ihrer Bekanntschaft mit Lee erzählen sollte?

Oder vielleicht war es besser, die Bombe zu einem späteren Zeitpunkt platzen zu lassen.

Ihre Mitteilung mußte aus heiterem Himmel erfolgen. Jane wußte, was die anderen über sie dachten: die Goodwin wird auch immer älter, und die alte Jungfer kriegt keinen Mann mehr ab, wenn sie sich nicht anstrengt.

Aber das war alles viel zu früh, um sich schon jetzt Gedanken darüber zu machen. Die Zeit abwarten, die Dinge an sich herankommen lassen…

Der Abend verging wie im Flug. Sie tranken französischen Rotwein, und die Stimmung lockerte sich. Jane Goodwin erzählte von sich, und sie erzählte mehr, als sie sich eigentlich vorgenommen hatte. Aber das lag einfach an der charmanten, natürlichen und menschlichen Art ihres Gesprächspartners. Sie, die eher zu einer gewissen Reserviertheit und Kühle neigte, war wie aufgekratzt und fühlte sich einfach wohl in der Nähe dieses Mannes.

Er verstand es, mit Frauen umzugehen, und einmal kam ihr sogar der Gedanke, er könne ein Heiratsschwindler sein, ein Charmeur, der ihr schöne Augen machte und nur auf den Zeitpunkt wartete, wo er ihr unter einem fadenscheinigen Vorwand seine Sorgen und Nöte schilderte, um sie zu materieller Hilfe zu veranlassen. Aber es wurde kein Wort über Geld gesprochen.

Jane Goodwin interessierte sich nicht dafür, wie er finanziell gestellt war, und ihm schien es gleichgültig zu sein, ob die Frau, mit der er sich traf, reich oder arm war. Er suchte die echte menschliche Begegnung und traf bei Jane Goodwin auf eine Partnerin, die das zu schätzen wußte.

Es wurde ein schöner Abend. Jane empfand Glück und Zuneigung und hoffte, daß dies von Dauer sein würde. Man mußte die Zeit für sich arbeiten lassen…

Die junge Frau ließ es nicht zu, daß er die Rechnung gemeinsam bezahlte. Sie einigten sich auf getrennte Kasse.

Es war kurz vor Mitternacht, als sie das »Chemin« verließen. Die Luft draußen war kühl, aber nicht regnerisch. Sie gingen die Dean-Street entlang, bummelten noch an ein paar Geschäften vorbei, erzählten und sprachen ab, sich am nächsten Tag wiederzusehen.

Das sollte schon morgen sein. Dieses Wochenende wollten sie in gewissem Sinn nicht ›ungenutzt‹ verstreichen lassen.

Lee Batskill lud Jane Goodwin zu sich nach Hause ein. Schon zum Mittagessen. Ob sie damit einverstanden sei?

Sie nickte. »Ich komme gern.«

»Aber allein!« sagte er scherzhaft.

»Darauf können Sie sich verlassen, Lee. Ich werde mich auch hüten zu erzählen, daß ich mich schon wieder mit Ihnen treffe. Was würden die Leute denken?« Sie lachten beide, überquerten an der Straßenecke die Fahrbahn, als die Ampel auf Grün stand und gingen zu dem hinter einer Mauer liegenden Parkplatz, wo Jane ihren Austin abgestellt hatte.

Auf diesem Parkplatz kam es zu einem merkwürdigen Zwischenfall, dem weder Jane Goodwin noch Lee Batskill irgendeine

Bedeutung beimaßen.

*

Jane deutete gerade auf ihren Wagen und sagte: »Da steht er«, als über den Platz eine junge Frau kam, die einen sektfarbenen Pudel an der Leine führte.

Die attraktive Blondine mit dem aufregenden Gang trug ein Nerzjäckchen und darunter eine offenherzige Bluse, wie sie eine Frau, die um diese Zeit durch Soho lief und nicht belästigt werden wollte, bestimmt nicht getragen hätte.

Jane und Lee beachteten die Frau im ersten Moment gar nicht. Erst als sie neben Batskill auftauchte und ihn leicht anrempelte, wurden sie aufmerksam.

»Sorry«, sagte die Blonde mit einem Augenaufschlag, der jeder Filmdiva Ehre gemacht hätte. Sie klemmte ihre Handtasche unter den Arm und fummelte mit der anderen Hand, in der sie eine Zigarette hielt, Batskill vor der Nase herum. »Haben Sie mal Feuer?«

»Nein, leider nicht. Ich bin Nichtraucher.«

»Was?« Die Blonde riß die Augen auf. »Das gibt's tatsächlich? Ein Mann, der nicht raucht? Was sind denn Sie für ein Wundertier?«

Ehe Batskill sich versah, packte die Nerzbejackte ihn am rechten Oberarm, betastete seine Muskeln und gab ihm einen leichten Schubs in die Seite.

»Sie sind doch ein richtiger Mann«, lachte sie, ehe der verdutzte Batskill, dem die Situation offensichtlich peinlich war, etwas erwidern konnte. Sie klopfte Lee Batskill jovial auf die Schulter wie ein Freund, den sie nach langer Zeit begrüßte. »Machen Sie sich nichts daraus«, fügte sie schnell hinzu. »Sie sehen sonst ganz passabel aus. Aber daß ein Mensch nicht raucht… ts, das will mir nicht in den Kopf.« Sie beugte sich ein wenig nach vorn, und Lee Batskill trat einen Schritt zurück. Sie roch nach Alkohol, und er rümpfte die Nase.

»Nichts für ungut, ihr beiden.« Sie lachte und ging unsicher zwei, drei Schritte zurück. Dann zuckte sie die Achseln, schüttelte den Kopf und zog ihren Hund an der Leine hinter sich her. »Ein Mann, der nicht raucht… ich glaube, da komme ich nie d'rüber weg.«

Die Episode hatte weniger als eine Minute gedauert.

Lee Batskill legte einen Moment den Arm um Janes Schultern und meinte: »Ich hab' sie nicht hierher bestellt und kenne sie auch nicht.« Er lachte, und sie stimmte in dieses Lachen mit ein. Sie sahen der Blonden noch nach, wie sie zwischen den Autos verschwand, ihnen noch mal zuwinkend und Lee Batskill einen Handkuß zuwerfend.

Jane Goodwin schloß die Tür zu ihrem Austin auf, und Lee verabschiedete sich von seiner Begleiterin. Er führte ihre Hand an

seine Lippen und hauchte einen Kuß darauf. »Ich freue mich auf unser Wiedersehen, Jane.«

»Ich auch.«

Sie fuhr los. Drei Minuten später stieg Lee Batskill in sein Fahrzeug und kurvte genau in die entgegengesetzte Richtung.

Am anderen Ende des Parkplatzes, wo er auf die Straße stieß, stand ein Taxi. Die Blondine, die ihn um Feuer gebeten hatte, sprach mit dem Fahrer und rauchte inzwischen genußvoll ihre Zigarette. Offenbar hatte der Chauffeur sie mit Streichhölzern versorgt.

Lee Batskill warf nur einen flüchtigen Blick hin und sah, daß die Frau angeregt in ein Gespräch vertieft war und auf ihre primitive Art gestikulierte und lachte.

Was er nicht bemerkte, war, daß die aufreizend gekleidete und sich ebenso benehmende junge Frau aufmerksam den Wagen verfolgte, der sich in den fließenden Verkehr einreihte.

»So, Joe«, sagte die Blonde, und plötzlich war ein Unterton in ihrer Stimme, der nicht zu ihrem vorgespiegelten Wesen paßte. »Jetzt zeig' mal, was du kannst. Die Vorarbeit habe ich geleistet.« Mit diesen Worten öffnete sie mit raschem Griff ihre Handtasche und nahm ein flaches Gerät heraus, das an einen Elektronik-Taschenrechner erinnerte. Statt der Nummerntasten war ein kariertes Tabellenfeld zu erkennen, in dessen Mittelpunkt ein grüner Punkt in regelmäßigen Impulsen aufleuchtete und wieder verschwand. Jetzt war zu sehen, daß der Punkt mehr zur Seite abwanderte.

»Er reiht sich links ein«, murmelte Clea Malcolm, zog eine Hintertür des Taxis auf und nahm Platz. »Das Gerät funktioniert, und er hat nichts davon bemerkt, als ich ihm den Impulsgeber, in die Rocktasche schmuggelte. Jetzt werden wir hoffentlich endlich bald mehr über ihn wissen, Joe.«

Der schmale Mann mit dem ernsten Gesicht gab Gas und reihte sich ebenfalls in den Verkehr ein. »Hoffentlich hast du dir da nicht zuviel vorgenommen, Clea.« Der Chauffeur sah nicht ganz glücklich aus.

»Es wäre ein Verbrechen, länger zu warten. Seit einiger Zeit schon haben wir ihn im Verdacht, doch bis zur Stunde fehlen uns die Beweise.« Clea Malcolm saß genau hinter dem Fahrer und blickte über seine Schulter auf die belebte Straße. Sie näherten sich dem Picadilly-Circus. Leuchtreklamen zuckten und bildeten ein buntes, hektisches Lichtermeer, das sich am Himmel spiegelte. Die Blondine griff an ihren Kopf und zog die füllige Perücke ab. Darunter war tiefschwarzes, seidig schimmerndes Haar zusammengesteckt, und erst jetzt kam das edel geformte Gesicht mit der klassischen Nase und den dunklen, mandelförmigen Augen richtig zur Geltung.

Und dieser Frau, wie sie sich jetzt zeigte, nahm man das dumme

Benehmen, das sie zur Schau getragen hatte, nicht mehr ab! Ein intelligentes Gesicht, das nun ohne die beachtliche Perücke noch besser zur Entfaltung kam, das feine Linien zeigte, wie sie nur wenigen Menschen eigen waren.

Clea Malcolm war keine reinblütige Engländerin. Sie hatte die Schönheit und das Rassige ihrer arabischen Mutter geerbt, die Sir Henry Malcolm, ein Diplomat, in Alexandria kennen- und lieben lernte. Clea Malcolm hatte sich schon früh für den Polizeidienst und die Aufklärung von Verbrechen interessiert. Ihre Laufbahn begann sie in einer privaten Detektei und fand dann Anschluß an die Abteilung der weiblichen Beamten in Scotland Yard. Dort zeichnete sie sich durch besondere Tüchtigkeit und außergewöhnliche Kombinationsgabe aus. Das fiel ihren Vorgesetzten auf und schon bald übertrug man ihr besondere Aufgaben, die sie mit Bravour löste.

Heute war es so weit, daß sie mit ihren siebenundzwanzig Jahren Fälle übertragen bekam, die sonst langgedienten Beamten und Beamtinnen zur Bearbeitung anvertraut wurden. Clea hatte ihre eigene Methode knifflige Dinge zu lösen, und man ließ ihr – immer im Rahmen der Gesetze und Vorschriften – freie Hand, weil man wußte, daß sie über ein bestimmtes Maß an Einfühlungsvermögen verfügte, mit dem man geboren wurde und das man nicht erwerben konnte.

»Diesmal sind wir am Ball«, fuhr sie nachdenklich fort, ohne ihre Blicke von der Straße zu nehmen. »Im letzten Halbjahr verschwanden sieben Frauen aus London und Umgebung, Frauen, die allein standen, und die sich – so weit wir das durch Rekonstruktionen beurteilen können – auf Zeitungsanzeigen meldeten. Daraufhin haben wir sämtliche Inserenten, die im letzten Halbjahr Anzeigen aufgaben, unter die Lupe genommen. Wir überprüften zahlreiche Personen, kamen aber zu keinem Ergebnis. Wir konnten zwei Heiratsschwindler festnehmen, die wir schon lange gesucht haben, aber in keinem Fall ließ sich nachweisen, daß sie mit den Frauen Kontakt hatten, die später als vermißt gemeldet wurden. Auflallend ist, daß es immer sehr gut aussehende Frauen waren.«

Joe warf einen Blick in den Rückspiegel. »Warum haben Sie sich nie auf eine Anzeige gemeldet, Clea?«

»Hab' ich. Ich habe – wie auch Jane Goodwin – auf jene Annonce geschrieben, die Lee Batskill aufgab. Aufgrund unserer Nachforschungen wissen wir, daß Batskill in der Vergangenheit schon oft Anzeigen mit wechselndem Text aufgegeben hat. Es ist unbewiesen, aber für mich ist schon jetzt klar: Batskill ist der Mann, den wir suchen. Wir wissen, wie und wo er lebt, aber wir wissen nicht, was aus den Frauen wurde, die Kontakt zu ihm suchten. Mir ist es nicht gelungen, direkte Verbindung herzustellen. Er hat diesmal Jane Goodwin vorgezogen. Aber dennoch hat unsere Vorarbeit sich

gelohnt.« Clea Malcolm hielt das flache Anzeigegerät in der Hand und legte es neben den Chauffeur auf den Sitz, so daß dieser ebenfalls den aufleuchtenden Impuls ständig beobachten konnte. Joe fuhr so, daß der Impuls ständig im Mittelpunkt des linierten Feldes blieb. Die geringste Abweichung nach links oder rechts zeigte ihm, daß der Wagen, in dem Lee Batskill saß, die Richtung änderte, und so konnte auch er sich darauf einstellen. Es war sogar erkennbar, wenn der Wagen wegen eines Verkehrshindernisses oder an einer Ampel stoppte. Dann veränderte sich die Impulsfolge.

»Ich halte dein Vorgehen für gefährlich, Clea«, mußte die Scotland-Yard-Beamtin sich sagen lassen.

»Alles, was man im Dienst einer Organisation wie Scotland Yard tut, ist gefährlich, Joe.«

»So meinte ich das nicht. Du riskierst zuviel. Du hast dir auserbeten, unbedingt auf eigene Faust vorzugehen.«

»Anders geht es nicht. Nicht im Moment jedenfalls. Ich muß es allein tun, um ihm auf die Finger zu sehen. Aber das ist nicht dein Bier, Joe. Du hast den Auftrag, mich dahin zu bringen, wo Batskills Fahrzeug jetzt hinfährt. Dann werden sich unsere Wege trennen. Und jetzt möchte ich dich bitten, deinen Blick noch intensiver auf die Straße zu richten und den Blick in den Innenspiegel zu unterlassen. Ich möchte mich auf dem Rücksitz umziehen. Dazu muß ich den duftigen Stoff und das Nerzjäckchen ablegen.«

»Das stört mich nicht. Ich hab’ schon mehr als eine nackte Frau gesehen«, warf Joe ein, und zum ersten Mal zuckte die Andeutung eines Lächelns um seine Lippen.

»Um so besser. Dann versäumst du auch nichts.«

*

Er hörte es rascheln und wußte genau, was sie ablegte und in den Koffer packte, der zwischen Hinter- und Vordersitz stand. Darin befand sich ein hautenger Lederanzug, den Clea Malcolm überstreifte. Das schwarze Material legte sich wie eine zweite Haut um ihre Glieder, und für den Einsatz, den Clea in dieser Nacht plante, war diese Kleidung genau richtig. Da konnte sie sich frei und ungezwungen bewegen.

Sie waren über eine Stunde unterwegs. In dieser Zeit sprachen sie nur wenig miteinander. Lee Batskill schlug offensichtlich den Weg nach Hause ein.

Da konnte sowieso nichts schiefgehen, denn diesen Weg kannte Clea bereits. In der Vergangenheit war sie schon ein paarmal hier gewesen, um Lee Batskill zu überprüfen.

Vielleicht irrte sie sich auch, und dieser Mann hatte nichts mit den

vermißten und verschwundenen Frauen zu tun. Dann waren viele Wochen Arbeit umsonst gewesen, dann hieß es wieder von vorn anfangen, weiterhin beobachten und Kleinarbeit betreiben. Nun, auch das würde ihr nichts ausmachen. Das war sie gewohnt. Doch zunächst liefen die Dinge anders.

Die Nacht und der folgende Tag sollten ausreichen, sich Gewißheit zu verschaffen, denn in all den Fällen davor zeigte sich, daß die Frauen, die auf die Anzeigen antworteten, innerhalb von zwei bis drei Tagen untertauchten.

Auf kerzengerader Straße ging es dahin. Die Alleebäume bildeten ein dichtes Spalier und verdeckten die in Mulden liegenden kleinen Ortschaften, die sie passierten, oder die Äcker und Wiesen, die sich dahinter ausdehnten.

Joe hatte es nicht sehr eilig mit dem Fahren, und das lag auch ganz in Cleas Sinn. Batskill sollte auf keinen Fall Verdacht schöpfen. Das konnte sonst ihren schönen Plan über den Haufen werfen.

Dann kam jener Platz, wo ein schmaler, unbefestigter Weg von der Straße abzweigte und in den Wald mündete. Der grüne Punkt auf der Tabelle hüpfte nach rechts. Zwei Minuten später bog auch Joe scharf nach rechts ab. Clea Malcom bat ihn, einen Moment stehen zu bleiben und die Scheinwerfer zu löschen, um zu verhindern, daß Batskill vielleicht doch noch auf sie aufmerksam wurde.

Sie ließen drei Minuten verstreichen, dann rollte das als Taxi getarnte Fahrzeug langsam und mit Standlicht weiter.

Der Weg blieb bis kurz vor dem schmiedeeisernen Tor des Anwesens, dem sie sich näherten, gleich breit. Hinter dem Tor erloschen soeben die Scheinwerfer des Autos, mit dem Lee Batskill gekommen war. Mitten vor dem Gebäude im viktorianischen Landhausstil befand sich ein großes Blumenbeet. Die Fenster waren klein und eingefärbt. Das konnte man jetzt in der Dunkelheit nicht erkennen, aber Clea Malcolm wußte das von ihren Tagesbesuchen, die sie hier gemacht hatte.

In der Dunkelheit, im Schutz voll Bäumen und Mauerwerk, das sich wie ein Wall um das Anwesen legte, warteten sie ab, bis der Mann, den sie verfolgten, in seinem Haus verschwand. Dann nahm Clea nur eine schwarze, flache Ledertasche mit, verstaute darin das elektronische Gerät, versetzte Joe einen Schlag auf die Schulter und streichelte nochmals den kleinen Pudel, der neben ihr auf dem Sitz lag, und meinte: »Ich schau erst mal nach, ob alles unberührt ist. Dann darfst du dich auf den Weg machen und nach Hause fahren.«

Sie drückte lautlos die gut geölte Tür auf und huschte wie eine Raubkatze mit geschmeidigen Bewegungen in die Dunkelheit.

Clea lief etwa dreihundert Meter. Dann kam ein holpriger Platz, der vor gar nicht langer Zeit gerodet worden war. Hier sollte

ursprünglich, wie sie in Erfahrung gebracht hatte, ein kleines Waldlokal errichtet werden zur Anlockung von Spaziergängern, die im Frühjahr, Sommer und auch im Winter, wenn der Schnee besonders dicht und hoch lag, gern die von Auspuffgasen verpestete Stadt verließen.

Das Projekt war vorerst zurückgestellt worden, weil es zu Einsprüchen gekommen war.

Über den schon vorbereiteten Platz aber, der bereits planiert war, war Clea Malcolm vor zwei Tagen gefahren und hatte sich ein Versteck für ihren Kleinwagen gesucht, auf den sie zurückgreifen konnte, wenn es notwendig war. Hier draußen war sie sonst völlig hilflos und von der Welt abgeschnitten, wenn es hart auf hart ging.

Gerade hier draußen konnte es sehr schnell passieren, daß sie ein Fahrzeug benötigte. Dieses Fahrzeug hatte sie vor zwei Tagen abgestellt und durch zusätzlich herbeigeschaffte Äste und Zweige getarnt. Ein graugrüner Triumph Vitesse stand hinter dem Buschwerk am Ende des Platzes und war nur wahrnehmbar, wenn man sich dicht an das Blattwerk heranarbeitete. Die Tarnfarbe des Autos war ebensogut wie sein Standort, und nichts wies darauf hin, daß in der Zwischenzeit jemand in der Nähe war. An bestimmten Zeichen und Spuren hätte Clea Malcolm das erkannt.

Sie eilte zu dem wartenden Fahrer zurück und nahm die flache Handtasche an sich, die sie sich über die Schulter warf. Außer dem Elektronikgerät befanden sich eine Waffe und ein Funksprechgerät darin, das eine Reichweite von fünf Meilen hatte.

Innerhalb dieses Kreises würden heute und morgen ausnahmsweise mehr Polizeistreifen fahren, die Clea jederzeit erreichen konnte. Außerdem hatte der Yard in London zwei Zivilfahrzeuge bereitgestellt, in denen Beamte auf Abruf saßen, um eventuell Clea Malcolm zu helfen.

Chiefinspektor Warren hatte das veranlaßt, nachdem seine beste Beamtin ihn davon überzeugt hatte, daß sie ernsthafte Chancen hatte, Aufklärung in eine Reihe von mutmaßlichen Morden zu bringen, bei denen die Leichen fehlten und die nur jemand begangen haben konnte, der einsame, unverheiratete Frauen suchte, die sich nach Glück und Geborgenheit sehnten.

Da ihr Plan, sich selbst als Köder zur Verfügung zu stellen, bisher nicht geklappt hatte, mußte sie ihre ursprüngliche Absicht ändern. Jane Goodwin, siebenunddreißig, alleinlebend, hatte Lee Batskills Bekanntschaft gemacht. Batskill war verdächtig, mit dem Verschwinden von mindestens sieben Frauen aus London und Umgebung zu tun zu haben. Wenn er ein gefährlicher Verbrecher war, dann schwebte Jane Goodwin in größter Gefahr. Gut, sie war heute noch nicht mitgekommen, ihre Wege hatten sich in Soho getrennt…

Aber fest stand, daß der Täter seine Opfer innerhalb der ersten achtundvierzig bis sechzig Stunden verschwinden ließ.

Dazu bedurfte es einiger Vorbereitungen.

Die wollte Clea erkunden. Und vor allen Dingen wollte sie überall dort sein, wo der Witwer sich in den nächsten Tagen aufhielt.

Von diesen Überlegungen und Vorhaben wußten ihre Vorgesetzten. Chiefinspektor Warren wußte auch, daß Clea Malcolm manchmal etwas tat, was mit den Vorschriften nicht ganz in Einklang zu bringen war. Aber was er nicht sah, das regte ihn nicht auf, und er hatte Clea lediglich eingeschärft, immer daran zu denken, was erlaubt sei und was nicht, und die junge Yardbeamtin hatte versprochen, nur das Erlaubte zu tun.

Die Halbaraberin verabschiedete sich von ihrem Kollegen.

»Fahr’ nicht wie irrsinnig nach London zurück«, raunte Clea. »Sonst wird es Whisky schlecht.« Mit »Whisky« meinte sie den kleinen Pudel. »Er verträgt das Autofahren nicht so gut. Mutter soll sich um ihn kümmern.«

»Mach keinen Unsinn, Clea!«

»Wie sollte ich, Joe? Dieser Batskill sieht zwar ganz passabel aus, und ich könnte mir vorstellen, daß es in seinen Armen recht amüsant ist, aber so lange ich den Verdacht hege, daß sich hinter dieser Biedermeiermaske ein Ungeheuer verbirgt, spielt sich da nichts ab, Joe.« Als Clea Malcolm das sagte, ahnte sie noch nicht, wie wörtlich sie das mal nehmen könnte…

*

Der Wagen fuhr im Rückwärtsgang den Weg, den sie gekommen waren. Clea stand allein mitten im Wald. Das Tor zu Batskills Anwesen war verschlossen. Schwacher Lichtschein schimmerte durch das Geäst. In einem Erker brannte Licht. Eine Silhouette zeigte sich dort mehrere Male. Das war Lee Batskill. Er stand in einer Nische und griff nach einem Buch, das in dem deckenhohen Regal stand.

Clea Malcolm ließ etwa zehn Minuten verstreichen, ehe sie den ersten Schritt unternahm, den sie eigentlich aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu Scotland Yard und der bestehenden Gesetze nicht hätte tun dürfen.

Clea Malcolm kletterte auf einen Baum, dessen Äste weit über die Mauer reichten, und sprang von dort herunter. Nun befand sie sich hinter dem verschlossenen Tor.

Unendliche Stille… Das leise Rauschen in den Wipfeln der Bäume war nur ein Hauch, der die Luft bewegte.

Die Yardbeamtin lief zum dunklen Haus, wo im Erker gerade das Licht gelöscht wurde.

Sie lief bis zur Haustür und vernahm die dumpfen Schritte und das Knarren der alten Holztreppen. Es hörte sich an, als ob jemand nach oben ginge.

Clea umrundete das Haus. Hinten lag die Terrasse, der sich ein wunderschöner geschwungener Seerosenteich anschloß. Die Terrasse lag auf einer leichten Anhöhe.

Im ersten Stock flammte das Licht auf. Clea huschte schnell nach vorn, als das Fenster geöffnet wurde und der helle Schein direkt auf die Terrasse fiel. Der Schattenriß Batskills zeigte sich im Fensterkreuz und auf den Travertin-Platten der Terrasse.

Die Halbaraberin preßte sich eng an die Hauswand, hielt unwillkürlich den Atem an und hoffte, daß der Hausbesitzer sie nicht sah.

Clea lauschte.

Leises Säuseln belebte das Blattwerk. Die Vorhänge neben ihr bewegten sich im Wind.

Die Polizistin zuckte zusammen.

Vorhänge?

Da erkannte sie, daß die Tür zum Wohnzimmer offen stand, und im gleichen Augenblick nahm sie auch eine Bewegung am anderen Ende der Terrasse wahr. Ein Tier! Eine Katze! Daran hatte sie im ersten Augenblick nicht gedacht. Sie wußte, daß es im Haus eine Katze gab, die hatte sie schon gestern und vorgestern gesehen. Aber unmittelbar nach seiner Ankunft im Haus mußte Batskill die Terrassentür geöffnet haben, um das Tier hinauszulassen.

Der Vierbeiner spähte um die Hausecke, starrte Clea aus grün schillernden Augen an und tauchte dann blitzschnell im Gesträuch unter.

Was für eine Chance! Nur dieser eine Gedanke hatte in dieser Sekunde noch Platz im Gehirn der jungen Frau. Sie überlegte nicht und handelte.

Nur ein einziger Schritt – und sie überwand die Schwelle zum Wohnraum und stand in Lee Batskills Haus.

*

Sie blickte sich um. Alte, wertvolle Möbel und Ölgemälde fielen ihr auf. Die Tapeten und Vorhänge waren dunkel gehalten. Im Halbdämmern einer kleinen Tischlampe wirkte das Ganze düster und bedrückend.

Hohe, schwere Eichentüren mit Intarsienarbeiten verbanden die unteren Räume miteinander. Clea näherte sich der gewundenen Holztreppe, die zunächst auf eine Galerie und von dort, aus zu den einzelnen Räumen führte.

Schummriges Licht sickerte von oben herab, und ein leises Murmeln, das wie eine Beschwörung klang, war zu vernehmen.

Langsam stieg die junge Frau die Treppe empor. Was ging dort oben vor? In diesem Haus schien es ihr nicht ganz geheuer zu sein. Die Atmosphäre gefiel ihr nicht.

Clea Malcolms Sinne waren zum Zerreißen gespannt.

Wenn ihr Lee Batskill jetzt entgegenkam, konnte das äußerst unangenehme Folgen für sie haben. Sie durfte auf keinen Fall entdeckt werden. Was sie tat, überschritt ihre Kompetenzen. Sie konnte nicht damit rechnen, von irgendeiner Seite gestützt zu werden, wenn man sie hier überraschte. Nur eines würde ihr bleiben: die überstürzte Flucht. Aber damit wäre ihr nicht gedient. Sie mußte über diesen Mann etwas in Erfahrung bringen. Ihr Gefühl sagte ihr, daß mit ihm etwas nicht stimmte.

Clea Malcolm erreichte die Galerie, hielt sich dicht an der Wand, lief dort entlang und stellte fest, daß die Räume hier oben keine Türen hatten. Ein Labyrinth von Zimmern, die durch schwere rote Samtvorhänge voneinander getrennt waren, lag vor ihr.

In einem Raum brannte Licht. Dort hielt Batskill sich auf. Unruhig flackernder Schein, wie von einer Kerze herrührend, ließ die Dinge rundum seltsam lebendig erscheinen.

Clea hatte in Erfahrung gebracht, daß Batskill Skulpturen, kunstgewerbliche und kunsthistorische Gegenstände sammelte, daß sein Hobby die Archäologie und die Bildhauerei war. Das erkannte man hier oben auch sofort, denn das obere Stockwerk glich einem altertümlichen Museum. Vor den Wänden, an Ecken und in Nischen standen Sockel, auf denen in Stein gehauene Figuren thronten. Figuren, die aus einem Marmorblock herausgearbeitet schienen, so klar und makellos waren die Formen.

Was Clea Malcolm sofort auffiel: bei den lebensgroßen Figuren handelte es sich ausschließlich um – Frauen!

Sie schluckte, als sich ihr unwillkürlich eine bestimmte Assoziation aufdrängte.

Lee Batskill und seine Anzeigen in den Heiratsspalten der großen Zeitungen Londons. Lee Batskill und seine Schwäche für schöne, einsame Frauen! Hier umgab er sich mit kalten, blutleeren Marmorschönheiten und – da drängte sich ihr eine weitere Assoziation auf.

Konnte es nicht sein, daß sich hinter Lee Batskill ein heimlicher Triebverbrecher verbarg, der die Frauen nur kennenlernte, sie als Modell benutzte und die fremden Schönen darin spurlos verschwinden ließ? Vielleicht benutzte er auch ihre Körper als Modell und war gar kein Bildhauer, sondern umhüllte die Leichen mit einer Plastikmasse, die einen steinähnlichen Eindruck vermittelte.

Clea fand diese Überlegung nicht mal so absurd. Die Kriminalgeschichte bewies, daß schon die unglaublichsten Verbrechen begangen wurden, daß es nichts gab, was nicht schon passiert wäre.

War sie auf der richtigen Spur?

Sie näherte sich dem Vorhang, der zur Hälfte den Raum verbarg, in dem die Kerze brannte.

Clea Malcolm hielt den Atem an. Das Gefühl, einem großen Geheimnis auf der Spur zu sein, nahm zu. Ihre innere Unruhe wuchs.

Sie beugte sich ein wenig vor und blickte in den Raum, in dem Lee Batskill sich aufhielt. Es war nur ein kleines Zimmer und erinnerte an einen mystischen Tempel. Schlanke schwarze Säulen, mit fremdartigen Symbolen bedeckt, stemmten sich gegen die Decke. Schmale, später eingebaute Bogengänge ließen den Raum niedriger erscheinen. Ganz hinten thronte ein reich verzierter Altar, darauf standen eine etwa fünfzig Zentimeter hohe Skulptur und in Jadevasen frische Blumensträuße. In kniender Haltung befand Batskill sich davor, und über seine Lippen kamen seltsame, bedrohliche Laute. Clea Malcolm, die vier Sprachen fließend beherrschte, hatte nie ähnliche Laute vernommen, und eine Gänsehaut lief über ihren Rücken.

Die Silben klangen so schrecklich, so hohl aus Batskills Mund, als würde man ausgehöhlte Knochen aneinander schlagen.

»… Tanuum aiik guruk, Aikontak, Aikontak.« Er hob die Hände und betete, dann griff er unter sich und nahm aus einer flachen Schale, die Clea Malcolm mehr ahnte als sah, glimmende Räucherstäbchen.

Der Blick der Beobachterin hing an der Skulptur, die in hockender Stellung eine nackte Frau mit acht Armen zeigte und eine gewisse Ähnlichkeit mit der indischen Göttin Kali nicht verleugnen konnte.

Große Augen, gerade Nase, ein harter, breiter Mund und scharfe Linien kennzeichneten dieses ausdrucksstarke Gesicht. Die Statue hatte eine Maske auf, dem Kopf, die wie eine Kappe anlag. Über die Stirn der drohend blickenden Göttin ragten scharfe, nach unten gebogene Zähne, darüber befanden sich große runde Augen. Die kahle Halbkugel, die über dem Kopf saß, war mit unheimlichen Symbolen bespickt.

»Aikontak… Aikontak…«, murmelte Lee Batskill ergeben. Das war das einzige Wort, das Clea Malcolm behalten konnte. War das der Name der seltsamen Göttin, die Batskill hier in einem eigenen kleinen Tempel verehrte?

Der Kniende schob ein Räucherstäbchen nach dem anderen in die Hände der Göttin, und sie begannen heftiger zu glimmen, als würde der direkte Kontakt mit der Skulptur dies verursachen. Schwerer würziger Duft erfüllte den Tempelraum, und Clea Malcolm war minutenlang vollends im Bann des merkwürdigen, rätselhaften

Rituals, das sie wie in Hypnose neben dem Vorhang erlebte.

Dann erhob Batskill sich.

Clea wich zurück.

Er kam. Sie mußte sich verstecken und suchte Schutz hinter einer weiblichen Statue, die vor einem Mauervorsprung stand. Hier preßte sie sich an die Wand, und der Schatten der Figur lag über ihr. Clea Malcolm legte ihre beiden Hände gegen den Rücken der Statue, bereit, sofort zu reagieren, wenn es die Situation erfordern sollte. Sie fühlte den glatten Stein und, merkte, wie die Kälte ihre Haut an den Fingern zusammenzog. Aber darüber dachte sie nicht weiter nach.

Lee Batskill wandte sich nach rechts, bewegte sich zwischen den Statuen, blieb am Ende des breiten Korridors stehen, schob den Vorhang zurück und knipste Licht an. Aus einer verborgenen Quelle drang warmer, gelblich-roter Lichtschein, und Clea Malcolm sah die zahlreichen Statuen, die den großen Raum füllten, den Lee Batskill nun betrat. Schöne, wohlgeformte Gestalten. Lauter Frauen.

Ein Lächeln zuckte um die gut geschnittenen Lippen des Witwers. »Ihr könnt euch freuen, meine Lieben«, sagte er mit ruhiger, sympathischer Stimme. »Ihr braucht euch nicht länger zu langweilen. Morgen kommt die Neue. Ihr werdet bestimmt viel Spaß miteinander haben.«

*

Clea Malcolm zuckte kaum merklich zusammen.

Ihr Verdacht! Lee Batskill – war ein Wahnsinniger!

Die Lippen der jungen Beobachterin wurden zu einem schmalen Strich in dem Gesicht mit den feinen, aristokratischen Zügen.

Clea Malcolm löste ihre Hände von der Statue und rieb sie aneinander. Gefühllosigkeit und Kälte breiteten sich darin aus, und sie merkte, daß die Kälte bis in ihre Ellbogen ausstrahlte. Sie hatte gewisse Schwierigkeiten, ihre Finger zu bewegen. Die waren wie versteift. Clea schüttelte sie, aber die Gefühllosigkeit blieb, als wäre da drin irgend etwas abgestorben.

*

Auf den Planken eines halbfertigen Schiffes befanden sich drei Lebewesen.

Ein Mann, ein Junge und ein Pferd.

Sie tummelten sich in der Vergangenheit der Erde. Der Mann hieß Björn Hellmark. Aber das wußte er nicht, denn durch die Folgen einer Kopfverletzung litt er unter teilweisem Gedächtnisschwund. Jetzt nannte er sich Kaphoon. Diesen Namen hatten ihm die Menschen

gegeben, deren Wege er kreuzte.

Kaphoon war ein Abenteurer, der wie kein Zweiter mit dem Schwert umzugehen wußte. Das Schwert des Toten Gottes konnte, von seiner geschickten Hand geführt, Dämonen und Geister vernichten und Ungeheuer töten. Es war von einem Meister seines Fachs nur zu diesem Zweck geschmiedet worden. Gegen einen Menschen geführt, würde es wirkungslos bleiben.

Menschenleben sollten geschont werden, denn nicht die Menschen waren es, die gegenseitig den Haß und die Auseinandersetzung suchten, sondern böse Kräfte, von einigen einzelnen gerufen und beschworen, waren eingedrungen aus dem Reich der Finsternis, um sich der Menschen wie Marionetten zu bedienen.

Einer, der Dämonen aufspürte, um sie an ihrem Wirken zu hindern, war Hellmark alias Kaphoon. An den Lagerfeuern nannte man seinen Namen mit Ehrfurcht und Anerkennung. Kaphoon – das bedeutete: der Namenlose, aber mit dem Namenlosen verbanden sich ungewöhnliche Abenteuer und Legenden. Es hieß, daß ein Mann durch das untergehende Xantilon streifte, um die hohen Diener der Welt des Bösen und ihren Fürsten Molochos zu finden. Molochos war einer der Schwarzen Priester, jener mysteriösen Kaste, die nach dem Ewigen Leben strebte und es auf ihre Weise gefunden hatte.

Daß Hellmark aus dem zwanzigsten Jahrhundert stammte, das wußte sein jugendlicher Begleiter, ein dunkelhaariger, kluger Bursche, den Hellmark in seiner Eigenzeit adoptiert hatte.

Pepe kratzte sich an seinem lockigen Hinterkopf und rutschte über die nasse Planke auf den Mann zu, der sein bester Freund war. Der Vierzehnjährige lächelte. Hellmark erwiderte dieses Lächeln und streichelte dem Jungen über den Kopf.

»Es ist alles gut«, sagte Hellmark. »Wir haben es noch mal geschafft.« Er spielte damit auf den kurzen heftigen Sturm an, der gleichzeitig mit einem ebenso heftigen Erdbeben erfolgte und der das Reich Maruburs in die Tiefe riß!

Eine winzige Insel hatte sich von der Rieseninsel Xantilons gelöst.

In der Ferne sah man deutlich die Kanten und Buchten, die der abgebrochene und im wild sich aufbäumenden Meer versinkende Landstrich geschaffen hatte.

Das Schiff, das eigentlich Flüchtlinge von der gefährdeten Insel bringen sollte, war bei Beginn des Sturms aus der Bucht hinausgeworfen worden. Hellmark und Pepe hatten gemeinsam mit Yümaho, einem prachtvollen Hengst, die Schiffsplanken erreicht und waren noch mal um ein Haar dem sicheren Tod entronnen.

Das Schiff schaukelte ruhig auf den leisen Wellen, und das Ufer, dem sie langsam aber stetig durch den lauen Wind entgegengetragen wurden, war steil und zerklüftet.

Aus der Ferne wirkte diese Stelle der Insel wie ein fremdartiger Auswuchs, das übrige Ufer dagegen sanft und einladend wie ein Badestrand. Aber dieser Strand war jetzt in der glühenden Mittagssonne leer.

Die Menschen auf Xantilon hatten anderes im Sinn, als sich in der Sonne zu baden und im Meer zu tummeln. Xantilon war dem Untergang geweiht. Die Insel wurde von einem Naturereignis nach dem anderen durchgeschüttelt. Die Erde brach auf, neue Vulkanseen bildeten sich, geheimnisvolle Wesen, die von den Magiern der Vergangenheit längst besiegt schienen, tauchten wieder auf, und seltsame Ereignisse zogen die Menschen in ihren Bann. Auf Xantilon wußte niemand mehr ein noch aus, wußte niemand, wem er sich anvertrauen konnte und durfte denn die Gefahr bestand, daß der beste Freund in Wirklichkeit ein Fremder war und ein Dämon sich seines Aussehens bemächtigt hatte.

In die Wirren dieser Zeit waren sie eingetaucht. Die Wahrscheinlichkeit, daß das Chaos sie ins Verderben riß, war sehr groß.

Die größte Gefahr schien im Moment jedoch zunächst mal gebannt.

Die Luft bewegte sich leise, die Wellen plätscherten in der Ferne an den Strand. Die Welt bot einen stillen und friedlichen Eindruck. Aber dieser Eindruck täuschte. Die Natur hielt den Atem an, als erwarte sie den letzten, großen Ansturm, Kaphoon ahnte, daß es so war.

Er lehnte an der Reling, und sein Blick tastete den weitläufigen Strand ab. Keine Bewegung, keine Geräusche. Menschen und Tiere waren verschwunden.

Mit dem steuerlosen Schiff waren sie ganz auf ihr Glück angewiesen. Es war unmöglich, die bereitliegenden Segel zu hissen, weil die Vorrichtungen dazu fehlten. Das Steuer war blockiert. Wahrscheinlich war durch den heftigen Sturm, der sie auf die offene See hinausgeworfen hatte, etwas entzwei gegangen.

An Bord gab es keine Rettungs- und Beiboote. Die Vorrichtungen dazu waren geschaffen, und Kaphoon vermutete, daß diese Boote bereits existierten, daß sie aber durch einen für ihn unerfindlichen Grund wieder abhanden gekommen waren. Auch die Menschen, die sich zur Bucht jenseits von Maruburs Reich durchgeschlagen hatten und hier Hilfe und Rettung vor dem Untergang erhofften, fehlten. Hatte es noch mehr als nur dieses eine, unfertige Schiff gegeben? Waren auf jenes andere, vermutete Schiff die Rettungsboote geschafft worden?

Zweifellos eine Möglichkeit, die man in Betracht ziehen mußte.

Vielleicht war den Flüchtlingen, die hier zur Bucht geeilt waren, bekannt gewesen, daß Maruburs Reich zuerst versinken würde und es in diesem Zusammenhang zu schweren Landverschiebungen in der

Bucht kommen müsse, wenn sie nicht gar ganz verschwände.

Sie war ganz verschwunden, und die Bucht, auf die viele Flüchtlinge so große Hoffnung setzten, existierte nicht mehr.

Jetzt, nachdem Ruhe eingekehrt war, nahmen Hellmark und Pepe das Schiff näher unter die Lupe, und sie stellten fest, daß sie Glück im Unglück hatten.

Zahlreiche Truhen und Proviantbehälter waren bis zum Rand gefüllt. Sie fanden Kekse, würziges Brot und Zwieback und stillten ihren Hunger. Es gab Beutel, die mit einer wohlschmeckenden, wasserklaren Flüssigkeit gefüllt waren.

»Auf diesem Schiff müßten wir bleiben«, meinte Pepe. »So viele gute Sachen habe ich schon lange nicht mehr gegessen.«

»Das Schiff wird stranden, und wir werden es als Schlupfwinkel behalten«, entgegnete Hellmark.

Pepe warf ihm einen langen Blick zu. »Du willst nicht weiter wandern? Auf der Suche nach dem Zeitschiff?«

Hellmark kniff die Augen zusammen. »Zeitschiff?« fragte er nachdenklich. »Was meinst du damit?«

»Wir sind damit hierhergekommen. Arson und Rani Mahay haben uns begleitet.«

Hellmark schüttelte den Kopf. »Arson? Rani Mahay – wer ist das?«

Pepe schluckte. Schon sehr bald nach seinem überraschenden Zusammentreffen mit Björn hatte er erkannt, daß Hellmark nicht mehr der alte war und unter. Erinnerungslücken litt.

Pepe ließ sich seine Besorgnis nicht anmerken. Es kam ihm darauf an, soviel wie möglich aus ihrer gemeinsamen Zeit, von ihrem Bungalow und ihrem gemeinsamen Leben in Genf und von Rani, Arson und vor allem auch von Carminia Brado zu berichten, die Hellmark während eines Aufenthaltes in Rio de Janeiro beim Karneval kennengelernt hatte und die er über alles liebte. Doch selbst darauf sprach in diesen Minuten sein Gedächtnis nicht an.

»Aber du bist doch Björn Hellmark, Björn, weißt du das nicht?«

»Nein. Ich bin Kaphoon.«

»Diesen Namen haben dir andere gegeben. Du bist nicht hier geboren. Weißt du denn nicht, woher du kommst?«

»Nein, das weiß ich nicht.«

Pepe versuchte es anders, ließ sich alles mögliche einfallen und stellte schließlich die Frage: »Wenn du nicht Weißt, woher du kommst, Björn…«

»Du verwechselst mich, Pepe. Ich heiße Kaphoon.«

»Björn…« Er blieb einfach dabei trotz seines Widerspruchs. »Dann weißt du doch auch nicht, warum du in dieser Welt bist und was für eine Aufgabe du hast.«

»O doch, das weiß ich sehr wohl, Pepe. Böse Geister und Dämonen

schicken sich an, Menschen zu knebeln, zu manipulieren und zu töten. Vielen ist bekannt, daß diese Welt zum Tummelplatz der Dämonen geworden ist, aber ebenso viele gibt es, die es nicht erkennen, die gewarnt werden müssen.

Zahllose Flüchtlingstrecks sind unterwegs in der Hoffnung, dem geknechteten Xantilon zu entrinnen. Viele werden in neue Fallen gelockt und zu Sklaven der Dämonen. Einzelne aber reißen sich los und bekämpfen die Unheilbringer. Mit diesem, meinem Schwert«, und damit deutete er auf die Waffe, die in seinem breiten Gürtel steckte, »habe auch ich die Möglichkeit, die bösen Geister zu attackieren und jene Kräfte zu vernichten, die an unser Leben wollen. Ich bin in diese Zeit geboren, gegen das Unheil zu kämpfen, und ich werde alles daransetzen, meinen Auftrag zu erfüllen.«

»Wer hat dir diesen Auftrag gegeben, Björn?« fragte Pepe schnell.

»Das weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich richtig handle, wenn ich der Stimme meines Gewissens folge.«

Der Junge blieb absichtlich dabei, seinen Partner immer wieder mit dem richtigen Namen, mit Björn, anzusprechen in der Hoffnung, daß Hellmark sich plötzlich doch wieder erinnerte.

Pepe wußte, daß Björn Hellmark mit besonderen Gaben ausgestattet war und daß in einer Zeit, in der die Menschen die Technik im Griff hatten, wo die Entwicklung rasend schnell voranging, eine Aufgabe auf ihn wartete, die vergleichbar war mit der, die er hier in der Vergangenheit eines untergehenden Kontinents erfüllte. In der Gegenwart aber hatten sich jene Dämonen eingenistet, die damals auf Xantilon – das nun Gegenwart für sie war – von den Schwarzen Priestern aus den dunklen Jenseitsreichen gerufen wurden, um die Welt in ihre Gewalt zu bringen. In Xantilon war die Saat ausgestreut worden, die in der Gegenwart aufgehen sollte. Die Welt, wie Pepe sie kannte, war ebenso bedroht wie einst Xantilon, aber die Menschen, die darin lebten, blickten nicht hinter die Kulissen. Sie glaubten, die Welt enträtselt, entmythologisiert zu haben. In Wirklichkeit aber arbeiteten der Satan und seine Diener mit unverminderter Kraft weiter daran, die Welt zu Fall zu bringen und auch hier das Dämonenreich zu verwirklichen.

Hellmark war in die Vergangenheit aufgebrochen, um jene Kräfte und Vorgänge zu studieren, die zum Fall eines Kontinents führten, auf den die Götter einst mit besonderem Wohlwollen blickten und deren Ureinwohner sie mit besonderen Gaben ausstatteten. Aus einem ursprünglichen Paradies – war eine Hölle geworden.

»Woher kennst du meinen Namen, Björn? Du sprichst mich immer mit Pepe an?« begann der Junge noch mal unvermittelt.

»Ich weiß daß du Pepe heißt.«

»Woher?«

»Du hast es mir gesagt.«

»Das ist schon lange her! Du hast mich aber – von deinem Standpunkt aus – erst vor wenigen Stunden kennengelernt. Da habe ich dir nicht gesagt, wie ich heiße.«

In Hellmarks Augen leuchtete ein Licht auf. Björn dachte intensiv nach, und man sah ihm förmlich an, wie er sich das Hirn zermarterte.

»Ich weiß nicht«, murmelte er, »ich weiß nicht… irgendwie scheint mir, hast du recht… da war etwas… aber ich kann mich nicht daran erinnern.«

Diese Reaktion ließ Pepe zusammenfahren und veranlaßte ihn, am Ball zu bleiben.

Dieses seltsame Gespräch, das schließlich doch zu keinem Ergebnis führte, spielte sich auf den sonnenüberfluteten Planken des Schiffes ab. Hier oben schoben Björn und Hellmark dem Hengst Yümaho abwechselnd trockenen Schiffszwieback und Kekse zwischen die Zähne, und der Gaul kaute die knusprigen Backwerke daß man meinte, die Kaugeräusche meilenweit zu hören.

»Du hast ihn schlecht erzogen, er schmatzt.«

Hellmark lachte und klopfte dem Hengst gegen den Hals.

Sie kamen zu dem Entschluß, daß es gut wäre, sich von dem Proviant, der frisch an Bord geschafft worden sei, etwas als Vorrat mitzunehmen. Aus den bereitliegenden Segeln nähten sie sich große Taschen, die sie mit breiten, primitiven Bändern, die sie aus dem Segeltuch ebenfalls zurecht schnitten, um Yümahos Bauch befestigten. Der Hengst beobachtete sie aus großen dunklen Augen. Sein Blick sprach Bände, als wolle er fragen: Was geht denn jetzt schon wieder vor?

Das Schiff wurde von Wind und Wellen auf den höher gelegenen Inselvorsprung getrieben. Das flache, weiße Ufer der langgestreckten Insel lag schätzungsweise noch vier bis fünf Kilometer entfernt. Diese Landzunge schob sich vor, und einmal schien es Björn, als wäre das gar keine Landzunge, sondern eine eigenständige kleine Insel mit tropischer Fauna.

Hinter dem steil und bizarr emporragenden Landvorsprung fiel die sanfte Uferlinie Xantilons ab. Das Schiff geriet in den Schatten der Insel. Die Wellen stiegen hier steiler empor und schlugen härter gegen den Strand. Erst jetzt erblickten sie auch zerklüftete kahle Felsen, die wie Knochenfinger aus dem gischtigen Wasser ragten.

»Vorsicht!« brüllte Hellmark noch. Da krachte es auch schon.

Es war, als ob ein Gigant mit seinem Hammer gegen das hölzerne Schiff schlage. Es ächzte und stöhnte in allen Ecken. Die Planken knirschten und durch den Stoß gegen die nur zu einem winzigen Teil aus dem Wasser ragenden Felsen, wurde es wie eine Nußschale herumgeworfen.

Für Pepe, dem Hellmarks Zuruf galt, kam die Warnung zu spät.

Der Junge flog wie ein Stein gegen die Reling. Hellmark, der zur Seite abzurutschen drohte, konnte dadurch, daß er das Unheil kommen sah, sich noch darauf einrichten, gab seinem Körper einen Ruck und warf sich nach vorn.

Seine Reaktion rettete dem Jungen aus den Urwäldern Yucatans das Leben.

Pepe wäre über die Reling gefallen, wären da nicht Hellmarks kräftige Hände gewesen, die ihn festhielten.

Ein Zittern lief durch den Schiffsrumpf. In diesen Sekunden schien es, als wäre ihr Schicksal besiegelt.

Der Bug bäumte sich auf, als er von der Wucht der unterirdischen Strömung, die hier in unmittelbarer Landnähe besonders intensiv auftrat, über eine scharfkantige, zerklüftete Felsplatte gezogen wurde.

Es hörte sich an, als ob ein riesiges Sägeblatt in den Rumpf des Schiffes eindringe. Es knirschte hell und kreischend, und eine Wasserflut ergoß sich in die unteren Schiffsräume.

Das Schiff wurde zum Spielball der Gewalten.

Dies alles passierte innerhalb von Sekunden, und Hellmark fragte sich, ob das Unheil, dem sie in der letzten Nacht entrannen, nun schon wieder anfing.

Wasserfontänen spritzten über sie hinweg. Das Wasser um sie herum rauschte und zischte, als würde es sieden, und das Schiff wurde von einem Felsen zum anderen geschleudert.

In das Tosen und Pfeifen, das ein aus dem Wasser steigender Sturm zu entfachen schien, mischte sich das angstvolle Wiehern eines Pferdes!

Yümaho!

Instinktiv hatte der Hengst sich der Wucht, die auf das Schiff einstürmte, entgegengestemmt, und seiner Kraft war es zu verdanken, daß er den ersten Ansturm überstanden hatte. Aber den zweiten Stoß überstand er nicht. Auf den glitschigen Planken schlitterte er gegen das Heck, seine Hufe suchten vergebens nach einem Halt, und schneller als menschliche Blicke verfolgen konnten, tauchte er in einer glitschigen Welle unter, die wie eine Geistererscheinung am Heck aufstieg. Als sie in sich zusammenfiel, war von Yümaho keine Spur mehr zu sehen.

Der Hengst war von der Flut verschlungen worden.

*

»Yümaho!« Hellmarks gepeinigter Aufschrei wurde verschluckt vom Tosen der aufgebrochenen Gewalten.

Von einer Sekunde zur anderen sah die Welt anders aus. Der

Kampf ums nackte Überleben hatte begonnen.

Wie war so etwas nur möglich? Hellmarks Sinne fieberten, während er sich mit stählernem Griff an die Reling klammerte und mit der anderen Hand Pepe festhielt, damit nicht auch noch er von der Wucht der Wellen ins aufgepeitschte Wasser gespült wurde.

Ohne ein Zeichen der Vorankündigung war das Unwetter losgebrochen, aber das Merkwürdige daran war, daß nur diese Landzunge von dem Sturm in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Eben noch strahlend blauer Himmel – jetzt alles Grau in Grau.

Das Schiff hatte eine bestimmte Schwelle überschritten, und damit hatte alles begonnen.

Während Hellmark um Pepes und sein Leben kämpfte, wirbelten seine Gedanken wie flimmernde Glassplitter durcheinander.

Hatte er die ganze Zeit Dinge gesehen, die es gar nicht gab? Wirkte diese Landzunge nur so friedlich – und sie war in Wirklichkeit eine Falle, an der die Schiffe zerschellten? Dann hatten alle, die diesen Weg fuhren in der Hoffnung, das untergehende Land verlassen zu können, den Tod gefunden oder waren hier gestrandet?

Tausend Gedanken erfüllten ihn, tausend Fragen und keine Antwort darauf.

Krachen und Bersten…

Das Schiff brach in der Mitte auseinander. Wellen peitschten die Planken und vernagelten Bohlen. Wie ein Spielball flog Hellmark durch die Luft und wurde von Pepe weggerissen.

Er sah, daß der Junge von einer Welle mit Urgewalt hochgespült wurde, daß sich gewaltige Strudel bildeten, die Kisten, Truhen, zahllose Wasserbehälter und aluminiumfarbene Vorratspackungen mit Brot, Keksen und Zwieback in die Tiefe rissen, als würden geifernde Mäuler danach schnappen.

Hellmark tauchte unter. Er schluckte Wasser und stemmte sich mit äußerster Kraft gegen die Naturgewalten, die ihn vernichten wollten. Er tauchte wieder auf und schnappte nach Luft. Das Schiff war nur noch ein Wrack. Schiffsplanken wirbelten auf den gischtigen Wassern, wurden wie welke Blätter in die Luft getrieben und zersplitterten auf den nackten Felsen vor dem schroffen Ufer des Eilandes, das so greifbar nahe lag und das sie nun doch nicht zu erreichen schienen.

Er kämpfte um sein Leben, tauchte immer wieder auf, strebte dem Ufer zu und konnte es nicht fassen, als er Boden unter den Füßen spürte. Steinigen, harten Untergrund. Er kroch auf allen vieren an den Felsstrand. Zersplitterte Bretter tanzten auf den Schaumkronen der Wellen, Truhen und Fässer wurden an den schmalen Strand geworfen, wo ein dunkler Schopf auftauchte.

Pepe!

Hellmark taumelte auf den Jungen zu, packte ihn und zog ihn

vollends auf den steinigen Strand.

Die Wellen krachten donnernd gegen die vorspringenden Felsen, und zwischen den Felsen, die von Moos und dichtwuchernden Lianen überwachsen waren, hingen die zerschmetterten Kisten und Truhen, die in diesen Strudel geraten waren.

Also hatte er doch recht, schoß es ihm durch den Kopf, während er schweratmend Pepe über den glitschigen Boden zog und eine sanft ansteigende Höhe hinter einem Felsvorsprung aufsuchte, wo sie verhältnismäßig sicher waren.

In unmittelbarer Nähe dieser vermutlichen Landzunge herrschten besondere Witterungsbedingungen, und vor allem schien eine unsichtbare Macht dafür Sorge zu tragen, daß sie diese Ecke der Insel ganz anders zu sehen bekommen hatten, als sie in Wirklichkeit war.

Irrbilder! Sie waren getäuscht worden.

Warum? Von wem? Darauf gab es nur eine Antwort: Geister und Dämonen hatten Hellmark den Tod geschworen. Wo immer sie konnten, lauerten sie ihm auf und machten Jagd auf den, der ihr Jäger war.

Das war sein erster Gedanke, während er Pepe behilflich war, durch Rettungsübungen Magen und Lunge vom Wasser leerzupumpen.

Er verwarf den Gedanken ebenso schnell wieder. Hier herrschten andere Bedingungen. Diese Falle war nicht speziell für ihn errichtet worden. Auch andere wurden schon hineingezogen.

»Wie geht es dir?« fragte er besorgt, als Pepe sich langsam aufrichtete und ihm sein käsiges Gesicht zuwandte.

»Besser, danke!« Er schüttelte sich, mußte aber erneut husten. »Das war knapp.«

Er lehnte sich gegen den Felsblock zurück und schloß die Augen. Björn befühlte den Puls des Jungen. Der schlug noch schwach, erholte sich aber merklich.

Von seinem erhöhten Standpunkt aus konnte er auf die zerklüftete Küste hinabblicken, wo zwischen den bizarren Felsen schäumende Strudel wühlten und die Reste vieler Schiffe an den Klippen hingen. Von hier aus war es nicht möglich, auf das freie Meer und den Himmel zu blicken, den sie vorhin gesehen hatten. Er gewann den Eindruck, als wäre eine graue, undurchdringliche Dunstglocke über sie gestülpt, die sich nie wieder auflöste.

Ein heftiges Schnauben veranlaßte Hellmark den Kopf zu wenden.

»Yümaho?!« entfuhr es ihm. Eine neue Täuschung oder Wirklichkeit?

Hinter einer zerklüfteten Felsformation tauchte völlig durchnäßt und ermattet der weiße Hengst auf und schüttelte sich, daß das Wasser spritzte. Er wieherte lautstark.

Hellmark eilte auf ihn zu, auch Pepe rappelte sich auf, torkelte an

der Felswand entlang und streichelte über die zitternden Nüstern des großen Hengstes. Des Jungen Herz hüpfte vor Freude.

»Wir haben es noch mal geschafft, wir sind alle wieder zusammen!« stieß er freudig hervor und schlang seine Arme um den Hals des Pferdes.

Die Segeltuchsäcke, die sie Yümaho noch umgebunden hatten, hingen an seinem Bauch. Sie waren mit Wasser gefüllt, das langsam durch den Stoff sickerte.

Die Proviantbeutel waren zum Großteil noch vorhanden. Einige waren aufgeplatzt, und Kekse, Brot und Zwieback durchweicht. Einen solchen Beutel zog Pepe aus dem Sack.

»Schade«, sagte der Vierzehnjährige, »die waren so schön knusprig. Aber die lassen sich auch zu Brei verdrücken, wenn's sein muß.«

*

Es gab nur eine einzige Möglichkeit, das Ufer zu verlassen: sie mußten einen verschlungenen, steinigen Pfad gehen, der zwischen den zerklüfteten, schroffen Felsen ins Hinterland führte.

Schritt für Schritt kämpften sie sich den schwierigen Pfad empor. Die Luft war warm und feucht wie in einem Treibhaus, die Sonne war nicht zu sehen. Die dichte Dunstglocke wollte nicht weichen. Hellmark hatte das Gefühl, in einer riesigen Waschküche herumzulaufen.

Pepe saß auf Yümaho, Björn Hellmark ging neben dem Pferd her. Er wollte das Tier, das sich durch das aufgewühlte Wasser ans Festland gekämpft hatte, nicht mehr als nötig belasten. Auch ihm fiel es schwer, sich aufrecht zu halten. Der Kampf gegen das Wasser hatte viel Kraft gekostet, aber im Moment war wichtiger, daß Pepe sich ausruhte. Sobald die gräßliche Küste hinter ihnen lag, wollte er eine Pause einlegen.

Sie waren wieder auf Xantilon, und er wußte nicht, wohin ihn sein Weg noch führen würde. Er brauchte Kontakt zu anderen Menschen, er brauchte Informationen.

Während Björn mechanisch einen Fuß vor den anderen setzte, um die dschungelartige Anhöhe zu erreichen, gingen ihm noch mal all die Dinge durch den Kopf, die in kürzester Zeit auf ihn eingestürmt waren.

Er dachte daran, wie gefährlich es war, sich weiterhin auf Xantilon aufzuhalten. Jede Minute, die sie länger hier verweilten, konnte einen Schritt näher zum Tod sein. Die große Stadt, die den gleichen Namen wie die Insel trug, war bereits in Schutt und Asche gesunken. Die Dämonenheere halten die tapferen Krieger, welche auf diese dunkle Stunde in der Geschichte Xantilons vorbereitet worden waren, in einen Hinterhalt gelockt. Überall im Land waren noch Kämpfe im

Gang zwischen Dämonen in Menschengestalt und Einzelkämpfern, die hofften, das Blatt noch mal wenden zu können. Nicht in Erscheinung getreten waren bisher die Schwarzen Priester, jene Kaste, die mit den Geistermächten paktierte und auf deren Wirken das Chaos auf Xantilon eigentlich zurückzuführen war. Menschen waren überheblich geworden – das zog die mit ins Verderben, die eigentlich nichts damit zu tun hatten. Doch darauf nahmen Satan und seine Schergen keine Rücksicht.

Wie von Xantilon wegkommen, wenn unberechenbare Kräfte dies verhinderten?

Schweiß perlte über Björns Gesicht, und das Haar hing wirr in seine Stirn. Er strich es zurück und berührte dabei den breiten, goldfarbenen Reif, der sein Armgelenk umspannte.

Velenas Reif! Ein schmerzliches Lächeln spielte um seine Lippen. Diesen Armreif hatte er von einem jungen Mädchen erhalten, dessen sterbendem Vater er versprach, gut auf sie aufzupassen. Er hatte sein Versprechen nicht einlösen können. Velenas Reif hafteten magische Kräfte an. Drehte man ihn nach links, dann wurde der Träger auf der Stelle unsichtbar. Er hatte bisher von diesem Schutzmittel keinen Gebrauch gemacht und fragte sich, ob er es überhaupt jemals brauchte.

Sie erreichten die Anhöhe. Buschwerk mit großen, fettig glänzenden Blättern säumte den Pfad, der vorerst noch aus blanken Felsen bestand. Erst tiefer in dem dschungelartigen Wald wucherten Kriechpflanzen und Moosarten über das Gestein und bedeckten es wie ein dicker, weicher Teppich.

Am Rand einer Lichtung legte Björn Hellmark die Ruhepause ein.

Hier oben vernahm man wie aus weiter Ferne das Rauschen und Plätschern der Wellen, und sie konnten sich nicht vorstellen, daß dort unten in den Felsenklippen ein rauher Orkan tobte, der die Schiffe in die Strudel rund um die Landzunge zog und dort zerschmetterte.

Aus Blättern bereiteten sie sich ein Lager. Die Dämmerung, die in diesem Winkel Xantilons herrschte, ließ keinen Schluß auf eine bestimmte Zeit zu, da der Sonnenstand nicht überprüfbar war.

Yümaho knabberte an den Ästen herum. Das frische Grün schien ihm zu schmecken.

Pepe lag kaum auf dem Boden, als er schon fest schlief.

Björn setzte sich neben den Jungen und legte wie schützend den Arm um ihn. Auch er war müde. Sein Körper fühlte sich taub an, seine Glieder waren schwer wie Blei.

Er war so benommen, daß er nicht merkte, wie zwischen dem Geäst unmittelbar über seinem Kopf etwas vorging, was eigentlich gar nicht sein durfte.

Dort bewegte sich eine menschliche Hand, ragte dann aus dem

Geäst und kam direkt neben seinen Haarschopf zu liegen.

*

In der Welt der Gegenwart fühlte ein Mensch sich sehr glücklich. Das war Jane Goodwin. Sie konnte es kaum erwarten, mit Lee Batskill zusammenzutreffen. Dieser Sonntag, so fühlte sie schon im voraus, würde sicher einer der schönsten werden, den sie in der letzten Zeit erlebt hatte.

Sie freute sich auf die erneute Begegnung, auf die angenehmen Gespräche, auf das Zusammensein mit dem Witwer und mußte sich im stillen eingestehen, daß die Bekanntschaft mit dem Mann sie verzaubert hatte.

Um zwölf Uhr sollte sie in Batskills Haus eintreffen.

Er hatte Jane genau erklärt, wo er wohnte. Sie fand die Abzweigung von der Straße auf Anhieb. Der Rest war eine Kleinigkeit.

Lee Batskill kam ihr entgegen. Der einsame Spaziergänger auf dem Waldweg lief direkt auf das Auto zu.

Er lächelte.

Auch Jane Goodwin lächelte, obwohl sie wußte, daß Lee das hinter der spiegelnden Fensterscheibe nicht sehen konnte.

Sie dachte: ich bin verrückt. Was ich hier tue, darf ich keinem Menschen erzählen. Ich treffe mich mit einem Mann, den ich noch keine vierundzwanzig Stunden kenne; ich besuche ihn sogar in seinem abseits gelegenen Haus – und niemand weiß davon. Ich bin leichtsinnig. Das wäre ihre herkömmliche Reaktion gewesen. Aber seltsamerweise kam ihr das jetzige Verhalten gar nicht so leichtsinnig vor. Sie hatte Vertrauen.

Langsam fuhr sie bis zu Batskill, kurbelte dann das Fenster auf der Fahrerseite herunter und meinte mit fröhlicher Stimme: »Bin ich hier richtig bei Mister Batskill, Sir?«

»Das sind Sie, Madam. – Darf ich Ihnen den Weg zeigen?«

Er kam ans Fenster. Sie lachten beide. Sein Gesicht war ihr ganz nahe. Es duftete nach einem dezenten, männlich-herben Rasierwasser.

»Ich freue mich, daß du gekommen bist«, sagte er, und es klang so herzlich, daß das Glück, welches sie empfand, in diesem Augenblick noch stärker wurde.

»Ich freue mich auch!«

Er beugte sich zu ihr herab. Eigentlich wußte sie nicht, wie es geschah. Sein Mund war so nahe. War sie es, die ihre Lippen den seinen näherte – war er es?

Sie konnte es nachher nicht mehr sagen. Ihre Lippen fanden sich zu einem ersten zarten Kuß.

Er streichelte ihr über die Wange. »Würden Sie mich mitnehmen,

Madam?« fragte, er dann steif. »Bis zum Haus von Mister Batskill ist es noch eine gute Meile.«

»Bitte, Sir.« Sie öffnete die andere Tür, Lee Batskill kam um den Wagen herum und nahm neben ihr Platz.

Jane startete. Langsam rollte der Wagen bis zum Ende des Weges. Das Tor stand offen. Die junge Frau fuhr in den Innenhof.

Die Sonne schien, schickte ihre wärmenden Strahlen durch das Blätterdach und tauchte Bäume und Sträucher in ein mildes Licht.

Die Luft war angenehm, würzig und frisch.

»Du wohnst herrlich hier, Lee! Was für eine Luft! Hier kann man noch atmen. In London dagegen erstickt man im Benzingestank.«

Es war ein repräsentatives Anwesen, wie sie gleich darauf feststellte. Zuerst machten sie einen kleinen Spaziergang durch den Park.

»Und du wohnst hier ganz allein?«

»Ja. Ohne Hund und ohne Diener. Kann ich mir alles nicht leisten. Ich koche und wasche selbst, ich wache über mich.«

»Du hast keine Angst, hier zu leben?«

»Angst? Wovor?«

Sie zuckte die Achseln und fand ihre eigene Bemerkung ziemlich naiv. Um das Ganze jedoch in ein anderes Licht zu rücken, fügte sie schnell hinzu: »Vielleicht – vor Hausgespenstern?!«

Er zog die Augenbrauen empor. »Du, damit solltest du nicht spaßen! Weißt du, wem das Haus, das ich seit zwanzig Jahren bewohne, mal gehört hat?«

»Nein, woher sollte ich?«

»Lord Chester.«

»Armer alter Adel. Und dies war sein Landsitz?«

»Genau.«

»Und was hat Lord Chester mit den Gespenstern zu tun?«

»Bei den Chesters hat es immer gespukt, zu allen Zeiten. Mit dem Übergang des Landhauses in meinen Besitz habe ich auch das Hausgespenst übernommen.«

»Und wie sieht es aus?«

»Schrecklich. Drei Meter groß, fahle Haut, grüne Haare und Augen, doppelt so groß wie Billardkugeln, und damit kann es rollen.«

Er demonstrierte es.

»Hör auf!« bat Jane. »Mit solchen Dingen kann man mir Angst machen.«

Er hakte sie unter und führte sie ins Haus. Es duftete nach exotischen Gewürzen. Der Tisch – eine weiße Decke darauf, kostbares Silberbesteck und erlesenes Porzellan – war für zwei Personen gedeckt. Ein Strauß roter Rosen stand in einer durchsichtigen Kristallvase.

Es war alles sehr geschmackvoll und mit großartigem Stilempfinden zurechtgemacht. Man fühlte sich einfach wohl.

Jane Goodwin genoß mit allen Sinnen.

Sie tranken einen Aperitif. Dann servierte Batskill die Vorspeise. Sie schmeckte fabelhaft. Als Hauptgang tischte er eine Ente auf, die nach einem alten Rezept zubereitet war. Jane gab ihrer Verwunderung und ihrem Entzücken Ausdruck. Es gab offenbar nichts, was dieser Mann nicht konnte.

Nach der Nachspeise saßen sie noch eine Weile plaudernd zusammen, tranken Sherry und machten dann einen Spaziergang. Dabei kamen sie in die Nähe des Platzes, der wie eine Wunde zwischen den Sträuchern und Bäumen wirkte.

»Was ist denn das hier?« fragte die Besucherin aus London.

»Hier sollte mal ein Waldlokal errichtet werden, Jane. Es scheiterte bisher an meinem Einspruch. Ich konnte die Frist hinausschieben, ob es mir gelingt, es ganz aufzuheben, bleibt abzuwarten.«

»Es wäre schade, wenn es dazu käme. Die Ruhe hier ist herrlich.«

Sie überquerten den Platz, und Jane näherte sich dabei dem dichten Buschwerk auf der rechten Seite. Plötzlich stutzte sie. Sie teilte die Äste auseinander.

»Lee!« rief sie. »Da steht ja ein Auto.«

»Ein Auto?« Lee Batskill lachte leise und war mit einem schnellen Schritt neben ihr. »Hier wachsen doch nur Bäume«, sagte er humorvoll. »Daß Autos im Wald wachsen, ist mir neu. Oder aber du hast einen Riesenpilz entdeckt.«

Sie bogen die Äste auseinander und warfen ein paar Zweige zur Seite.

Ein braungrüner Triumph-Vitesse stand vor ihnen.

»Das gibt es doch nicht!« entfuhr es Lee Batskill. Er schüttelte den Kopf, und zum ersten Mal seit ihrer Bekanntschaft mit dem Witwer erblickte Jane Goodwin ihn ein wenig ratlos.

»Es ist ein neues Auto«, bemerkte er.

»Vielleicht gestohlen?«

»Schon möglich. Jemand hat ihn hier versteckt, um ihn bei Gelegenheit dann abholen zu können.«

Sie blickten durch die Fenster nach innen, und Jane Goodwin fürchtete schon, auf dem Boden des Fahrzeugs oder seinen Sitzen eine Leiche zu entdecken. Zum Glück gab es da nichts zu sehen. Lee Batskill machte sich am Kofferraum zu schaffen. Der war verschlossen.

Nachdenklich kehrten sie beide ins Haus des Witwers zurück; Jane war überzeugt davon, daß es sich bei dem versteckten Triumph-Vitesse nur um ein Diebesfahrzeug handelte. Lee Batskill rief von der Diele aus die Polizei an, und Jane, die sich in der Zwischenzeit die Bilder und Statuen in der Wohnhalle betrachtete, hörte, wie er die

Umgebung und den Fund genau beschrieb und auch die Nummer durchgab, die sie notiert hatten.

Er ging auf seinen Gast zu. »Das Fahrzeug ist vermutlich gestohlen«, sagte er beiläufig.

»Das war zu erwarten.«

»Sie wollen gleich eine Streife losschicken. Wenn die Herren noch Fragen haben, werden sie hier vorbeikommen. Ich hoffe jedoch, daß es nicht dazu kommt. Ich habe mir diesen Sonntag ein bißchen anders vorgestellt.«

Er legte seinen Arm um ihre Schultern, und sie gingen durch die große Wohnhalle. Lee Batskill blieb vor einigen seiner Arbeiten stehen. Er wußte zu jeder eine kleine heitere Geschichte zu erzählen. Sehr viele Statuen waren Kopien, an denen er seine Technik und Handfertigkeit trainiert hatte.

Sie gingen nach oben. Hier wurde das Haus zum Museum. Nischen, Mauerdurchbrüche, Sockel – das alles paßte im Stil nicht mehr zu diesem Haus, und Jane erfuhr, daß Lee Batskill vor zehn Jahren damit begonnen hatte, die obere Etage umzubauen.

»Warum gestaltest du immer nur Frauen?« fragte Jane unvermittelt. »Hast du sie alle gekannt?«

»Nein. Leider nicht. Ich hatte immer nur ein Modell. Das war Linda, meine Frau.«

Jane Goodwin zog erstaunt die Augenbrauen empor. »Es sind verschiedene Körper, jeweils andere Gesichter…«

»Richtig. Phantasiegestalten. Auf der Suche nach der Perfektion. Was gibt es Schöneres, Vollkommeneres als einen weiblichen Körper, Jane?«

Er sah sie verträumt an, und zum erstenmal fühlte sie sich nicht ganz wohl in seiner Nähe. Aber sehr schnell streifte sie die Befangenheit, die von ihr Besitz zu ergreifen drohte, wieder ab. Sie durfte nicht in den allen Fehler verfallen! Ihre überkritische Reaktion anderen Menschen gegenüber war mit ein Grund dafür, daß es ihr nie gelungen war, Freundschaften und Bekanntschaften über einen längeren Zeitraum aufrechtzuerhalten.

Aus vielen kleinen Zimmern war ein riesiger Raum geworden, der manchmal durch einen Mauervorsprung oder einen schweren Samtvorhang abgeteilt wurde.

Diese vielen steinernen, leblosen Wesen schufen eine ganz eigene Atmosphäre. So ganz wohl fühlte Jane Goodwin sich nicht.

Hier oben kam es ihr auch kühler vor als unten in den Räumen. Strahlten die steinernen Leiber diese Kälte aus?

»Laß uns wieder nach unten gehen«, sagte sie plötzlich.

»Gefällt dir meine Sammlung nicht?«

»Doch schon.« Ihre Stimme klang belegt. Vorbei war das Gefühl

der Geborgenheit, der Zufriedenheit, das sie die ganze Zeit über erfüllte. Mit einem Mal war alles ganz anders. Bedrückung, Ratlosigkeit und Beklemmung machten sich breit, und Jane wäre am liebsten davongelaufen.

Was war nur los mit ihr? Sie griff an die Stirn. Ein leichter, stechender Schmerz bildete sich dort und strahlte über ihren ganzen Kopf aus!

»Ist dir nicht gut?«

»Etwas Kopfschmerzen«, sagte sie ausweichend – und wie ihr schien nicht besonders freundlich. Was machte sie nur plötzlich so aggressiv?

»Es war wohl zuviel für dich, Jane. Das tut mir leid!«

Wie er das sagte, gefiel ihr nicht. Seine Stimme klang so anders.

»Ich werde dir eine Tablette holen«, fügte er plötzlich hinzu.

Sie wehrte ab. »Ich nehme nie Tabletten, danke! Es wird schon wieder vorübergehen.«

»Hast du das oft?«

»Nein, eigentlich nicht…«

Er hakte sie unter, und sie ließ es sich gefallen.

»Ich wollte dir ursprünglich noch etwas zeigen, aber wenn dir nicht gut ist…«

»Es ist schon wieder besser. Was willst du mir zeigen, Lee?«

Sie blickte zu ihm auf. Seine freundlichen Augen erwiderter ihren Blick. War sein Blick nicht anders? Sie preßte die Augen zusammen, um die wallenden grauen Nebelschleier zu vertreiben, die sich davor gelegt hatten. Ein Schwächeanfall, aber er war nicht so, daß sie sich hätte hinsetzen müssen.

Batskill kam ihr hinter den wabernden Linien verändert vor. Sein Gesicht wirkte wie aus Stein gemeißelt, die Linien um seinen Mund waren hart und tief eingegraben, und sein Kopf wirkte kahl. Es fiel ihr schwer, das obere Drittel, die Partie über den strengen Augenbrauen, wahrzunehmen.

»Zeigen…? Was wolltest du mir noch zeigen, Lee…?« Sie mußte einfach sprechen, denn sie hatte das Gefühl, nur dadurch den Kloß loszuwerden, der ihr im Hals steckte.

Verzogen sich Lee Batskills schmale Lippen nicht spöttisch? Glitzerte es in seinen Augen nicht kalt und – gefährlich?

Panik! Wie Eiswasser strömte das Blut durch Janes Adern.

Das leise Lachen Batskills drang wie aus weiter Ferne an ihr Ohr.

»Ich wollte dir – Aikontak zeigen…«

»Aikontak?« brachte sie mühselig über ihre Lippen. »Ai-kon-tak…« Ihre Zähne schlugen so stark aufeinander, daß sie die Silben nicht mal aneinanderreihen konnte.

»Aber es ist nicht mehr nötig. Sie hat mich erhört! Sie hat auch

dich akzeptiert!« Seine Stimme klang fanatisch.

Jane Goodwin wollte einen Schritt zurückgehen, doch sie hatte keine Kraft mehr in den Beinen. Es war, als hätte sie vergessen, wie man einen Fuß vor den anderen setzt.

Gift! Lee Batskill war ein Verbrecher! Er lockte ahnungslose Frauen in sein Haus – und brachte sie dort um. Die vielen Marmorstatuen – das waren keine Phantasiegestalten – das waren mal Menschen – Frauen, die wie sie der Einladung gefolgt waren, mit Lee getrunken und gegessen hatten, die auf eine charmante Maske hereingefallen waren!

Wie Schuppen fiel es ihr plötzlich von den Augen.

»Lee…«, flehte sie, »tu mir nichts.«

»Ich, Jane? Was sollte ich dir tun. Aikontak trifft selbst die Entscheidung. Es zeigt sich, daß ich wieder mal richtig gewählt habe, daß ich bald so weit sein werde, ihr von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten zu können…«

»Lee… was redest du da?«

Statt einer Antwort zog er den Vorhang zurück, vor dem sie standen. Jane Goodwin sah in den dämmrigen Tempel und erblickte den Altar, auf dem die achtarmige, nackte Göttin hockte. Ihre Kopfhaut zog sich zusammen, als würde jemand eine Rasierklinge darüber hinwegziehen. Die Augen der Göttin! Sie funkelten, glitzerten – und Jane Goodwin erblickte darin das gleiche kalte Licht wie in den Augen Lee Batskills!

*

Gepeinigt schrie die junge Frau auf. Was geschah mit ihr?

»Du wirst zu Stein werden, Jane – wie die andern«, sagte Batskill da, als könne er ihre Gedanken lesen. »Ich bin Aikontak einen Schritt näher gekommen. Aikontak – niemand weiß Genaues über sie. Ich habe vor zwanzig Jahren begonnen, mich mit dieser sagenhaften Gestalt zu befassen. Ich habe die ganze Welt bereist, auf der Bestätigung nach der Existenz einer Göttin, die in vielerlei Gestalt auf der Erde gesehen wurde und der verschiedene Völker unterschiedliche Namen gaben. Wie sie wirklich heißt, weiß wahrscheinlich niemand. Ist es die gleiche Gestalt, die als Pandora oder Pallas Athene, die als Schreckensgöttin Rha-Ta-N'my oder als die große Kali, die die Inder verehren, durch unsere Sagen und Religionsmythen geistert? Ich weiß es nicht. Aber ich will und ich werde es herausfinden!

Ich habe Aikontak mein Leben verschrieben. Ich habe sie wissen lassen, daß ich bereit bin, ihre Forderungen zu erfüllen. Es sind Forderungen auf Gegenseitigkeit. Aikontak wurden in grauer Vorzeit, als die Erde noch ein anderes Gesicht hatte, als Feen und Magier,

Dämonen und Götter, Helden und Fabelwesen unsere Landstriche bevölkerten – damals schon brachten die ersten Menschen ihr Opfer dar. Die Mythen und okkulten Riten einer anderen Zeit sind für uns heute Sage oder Legende. Doch schon damals haben die Menschen Dinge beobachtet, hatten Augen zum Sehen und Ohren zum Hören, und es gibt eigentlich keinen vernünftigen Grund dafür, daß das, was uns aus der fernsten Vergangenheit überliefert wurde, weniger wahr sein soll als das, was wir heute berichten, um es der Nachwelt zu erhalten?

Wir leben in einer hochtechnisierten Welt, aber die Kulisse der Erde hat sich nicht verändert. Die Geister und Wesen, die den Menschen damals begegneten, begegnen Einzelgängern, die sich einen Sinn und das Einfühlungsvermögen für jene andere Welt hinter der Alltagsmauer bewahrt haben, auch noch heute. Die Geschöpfe und Gestalten, die wir als Phantasieprodukte oft abtun, haben existiert, und sie existieren noch.

Was wissen wir armen Sterblichen von den Gesetzen des Kosmos, des Raumes und der Zeit? Die Erde ist so winzig, und wir kommen uns darauf so wichtig vor! Was wissen wir von den Dingen, die sich vor Jahrmillionen, abspielten? Schon damals geschah vieles, was wir uns nicht ausmalen können mit unseren kleinen Gehirnen. Dennoch gibt es Zeugen jener Zeit, sind Berichte und Bilder vorhanden, und immer waren es besonders Auserwählte, die diese Berichte weitergaben. In einer Million Jahre werden andere Menschenrassen auf der Erde leben, und sie werden vielleicht von uns erfahren, wie wir gelebt haben, welche Autos wir fuhren, wie wir uns durch die Luft und das Wasser bewegten und womit wir uns befaßten.

Vielleicht wird auch dann nur ein winzig kleiner Prozentsatz jener zukünftigen Generation wirklich das glauben, was an Berichten existiert. Autos? Flugzeuge? Schiffe? Gab es das wirklich mal, brauchte man sie tatsächlich – oder waren sie nur phantastische Erfindungen, Ausschmückungen, bildliche Symbole dessen, was wir anders noch nicht ausdrücken konnten? Die Menschen in der fernen Zukunft sind dann vielleicht nicht mehr auf die technischen Hilfsmittel angewiesen, die wir uns schufen, um über die Grenzen, die uns scheinbar unser Körper setzt, hinwegzukommen. Aber der Mensch ist das einzige Lebewesen, das Geist entwickelt hat. Und der Geist ist dem Körper überlegen. Schon heute zeigt sich, daß immer mehr Menschen mit übernatürlichen Gaben gesegnet sind, daß sie diese Gaben entwickeln.

Es gibt Telepathen, es gibt Menschen, die durch Gedankenkraft Gegenstände in Bewegung und an einen anderen Ort versetzen können. Sie können sogar ihren eigenen Körper anderswo auftauchen lassen. Parapsychische Fähigkeiten zeichnen den Menschen aus, seit

eh und je: Nur: Heute fängt man an, sich auf die verschütteten Gaben zu besinnen. In einer Million Jahren beherrscht man die Gaben wie wir heute das Atmen. Wozu brauchen wir dann riesige Kommunikationszentren, wenn die Menschen untereinander in Gedankenverbindung stehen? Wozu brauchen wir Schiffe, Autos und Flugzeuge, wenn unser Gedanke uns tausendmal schneller als das Licht in die entferntesten Winkel des Universums trägt?

Warum ich dir das alles sage? Weil du wissen sollst, daß dein Opfer nicht umsonst sein wird! Die Geister und Götter einer Zeit, die wir nur vom Hörensagen und durch die Legende kennen, verfügen seit Anbeginn der Welt über diese Gaben. Und sie können diese Gaben für eine bestimmte Zeit oder auch für immer an denjenigen weitergeben, der sich um sie bemüht. Das habe ich getan!

Aikontak spielt hier eine besondere Rolle. Man sagt ihr nach, daß sie Raum und Zeit passieren und an jedem Ort des Universums auftauchen kann. In Kalkutta traf ich einen Mann, der mir einen geheimen Platz in den Bergen zeigte. In einer Felsenhöhle, so sagte er mir, habe Aikontak vor vielen tausend Jahren die Opfer entgegengenommen. Sie habe junge Mädchen, die man ihr brachte, in Stein verwandelt, um die Lebenskraft der Opfer selbst in sich aufnehmen zu können, um als Göttin unter Menschen zu weilen, ohne erkannt zu werden. Wenn ich ein Stück des Heiligen Steins, den Aikontak einst berührte und der ein Teil des Thrones war, auf dem sie saß, mitnähme, könne mir dies den direkten Kontakt zu ihr erleichtern. Voraussetzung sei, daß es demjenigen, der den Stein besitzt, gelänge, ein Ebenbild Aikontaks zu schaffen, das ihr am ähnlichsten sei.

Nun, ich habe es versucht. Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit. Aikontak ist wählerisch. Eine Frau ist seit jeher das Symbol des Lebens, denn sie bringt neues Leben auf die Welt. Junge, unverheiratete Frauen dienten zu allen Zeiten Aikontak, und es war ihnen eine besondere Ehre, diesen Dienst an ihr und dem Leben zu erfüllen.

Aikontak nahm das Leben entgegen, wenn der Zeitpunkt reif war. Seit zwanzig Jahren vollzieht sich dieser Ritus hier in meinem Haus. Der Stein, den ich mitbrachte, ist bald kein Stein mehr. Aikontak saugt sich mit Leben voll – und wird wie einst in den grauen Tagen der Vorzeit auf der Erde wandeln, und mir, der ihr den Weg zurück ermöglicht hat, wird das Glück zuteil, durch Aikontaks Geist den Raum und die Zeiten zu durchstreifen. Vielleicht werden unsere Geister sich in der Tiefe des All begegnen, und du wirst mir dankbar sein, daß ich dir diesen Weg der Erfüllung gezeigt habe…«

»Wahnsinniger!« preßte Jane Goodwin heraus. Sie war einem Triebverbrecher in die Hände gefallen. Was für einen Unsinn redete er

daher! Wie besessen seine Augen glühten! Die junge Frau aus London spannte ihre Muskeln an, aber es schien, als wäre ihr Körper ausgelaugt. Sie hatte einfach keine Kraft mehr. Sie stand da, wie zur Salzsäule erstarrt, und die eisige Kälte stieg langsam ihre Beine bis zu den Hüften hoch. »Gift! Gift hast du mir gegeben!« Es kam Jane so vor, als würde sie die Worte laut herausbrüllen. Doch nur schwach und flüsternd drangen die Silben über ihre Lippen. »Aber du wirst es nicht schaffen – diesmal nicht, Lee Batskill! Du hast nämlich – etwas vergessen.«

»Vergessen? Ich? Ich kann nichts vergessen haben, weil ich nichts getan habe, Jane. Aikontak hat dich akzeptiert, das ist alles.«

Wieder dieser Unfug, den er von sich gab!

»Die Polizei, Lee! Du hast sie angerufen – wegen des Autos, das wir im Dickicht gefunden haben.«

»Aber nein Jane.« Lee Batskills Stimme klang sanft und einschmeichelnd. »Ich habe niemand angerufen.«

»Ich habe – es selbst – gesehen und gehört.«

»Aber du hast nicht genau aufgepaßt, Jane. Ich habe nicht gern mit der Polizei zu tun. Ich habe eine beliebige Nummer gewählt und dann beim Sprechen einfach mit der linken Hand ganz leicht die Gabel herabgedrückt. Die Leitung war tot, Jane, niemand wird hierherkommen, niemand!«

*

Eine eiskalte Hand preßte ihr Herz zusammen.

Jane Goodwin fühlte sich so schlecht, und es kam ihr vor, als wäre eine Ewigkeit vergangen, seitdem sie mit Batskill hier heraufgekommen war. Dabei waren noch keine drei Minuten vorbei.

Das Eiswasser in ihr stieg höher. So jedenfalls kam es Jane vor. Die unteren Zweidrittel ihres Körpers waren abgestorben. Sie wurde zu Stein?

Sie nahm ihre Arme empor, konnte sie noch ganz normal bewegen und betastete ihr Gesicht. Es fühlte sich kalt und hart an.

Er hat recht. Es ist kein Gift, schrie es in ihr. Hätte er mir Gift verabreicht, müßte ich längst zusammenbrechen.

Hier ging etwas vor, für das der normale menschliche Verstand nicht ausreichte.

Das Geräusch hörte sich an, als ob jemand eine Stoffbahn zerreiße.

Das Grauen schnürte Jane Goodwin die Kehle zu.

Ihr Rock! Von der Hüfte aus abwärts teilte er sich, als ob unsichtbare Hände sich an ihm zu schaffen machten.

Dann die Strumpfhose! Sie wurde ihr förmlich vom Körper geschält.

Die Haut, die darunter hervorkam, war weiß und glatt wie Marmor und erinnerte an den Stein, aus dem die zahllosen anderen lebensgroßen Statuen in Batskills Sammlung bestanden.

Jane Goodwin drehte leicht den Kopf und blickte zu dem rätselhaften Mann auf, dem sie in die Falle gegangen war. Ungläubiges Erstaunen trat in ihre Augen, und mit diesem Ausdruck im Blick starb sie und wurde zu hartem, kaltem Stein!

*

Sie merkte nichts mehr davon, daß, nachdem alles Leben aus ihrem Körper gewichen war, sich der Rest ihrer Kleidung löste und ihm zu Füßen fiel.

Lee Batskill tastete die Statue ab, neigte leicht den Kopf, bückte sich dann und hob die zerrissenen Kleidungsstücke auf. Er hatte es nicht eilig mit dem, was er jetzt tat. Betont langsam, als stünde ihm die ganze Zeit der Welt zur Verfügung, stieg er die Treppen nach unten. Im Kamin brannten noch zwei Holzscheite. Er warf Jane Goodwins Kleider kurzerhand hinein. Er merkte nicht, daß sich auf der Galerie oben einer der schweren, dunkelroten Vorhänge bewegte.

Clea Malcolm verbreiterte den Spalt, durch den sie die ganze Zeit geblickt hatte. Die Augen der Beamtin waren dunkelumrändert, und man sah ihr die Müdigkeit und die Belastung an, unter der sie stand.

Cleas Rechte zitterte, als sie sich über ihre fiebrig heiße Stirn strich.

Sie hatte Jane Goodwins Ankunft beobachtet, ihren Besuch hier oben auf der Galerie, und in den verschachtelten Räumlichkeiten des privaten Museums und in unmittelbarer Nähe ihres Verstecks hatte sich dann etwas abgespielt, was sie mit Entsetzen verfolgte und was sie ursprünglich verhindern wollte.

Doch die Dinge hatten sich mit einer Konsequenz entwickelt, die sie nicht voraussehen und schon gar nicht unterbrechen konnte.

Die Versteinerung war erst für sie sichtbar geworden, als die Kleider der jungen Londonerin zu Boden fielen.

Sie hatte zu lange gezögert! Sie machte sich Vorwürfe. Aber – hätte sie wirklich etwas für Jane Goodwin tun können?

Eine ganze Nacht hatte Clea in diesem Haus verbracht, und Lee Batskill bemerkte nichts von ihrer Anwesenheit. Sie beobachtete seine Vorbereitungen, als er das Essen zusammenstellte, aber nichts wies darauf hin, daß er schon bei der Zubereitung etwas verwendete, was schließlich Jane Goodwins Zustand herbeiführte.

Dieses Haus war verhext!

Für Clea Malcolm gab es keinen Zweifel mehr. Als ihr klarwurde, daß Lee mit dem Teufel in Verbindung stehen mußte, war es auch

schon zu spät gewesen, Jane Goodwin zu helfen.

Aber ihr Opfer sollte nicht umsonst gewesen sein: Sie, Clea, lebte noch! Auch sie fühlte, daß seit gestern abend mit dem Eindringen in dieses Haus mit ihr etwas nicht mehr stimmte. Die Kälte und Gefühllosigkeit in Händen und Armen war nicht gewichen. Es kam ihr so vor, als würde eine Körperhälfte steif werden.

Die Atmosphäre in diesem Haus war vergiftet, wer mit ihr zusammentraf, war verloren.

Lee Batskills Kontakt zu der mysteriösen achtarmigen Göttin Aikontak mußte damit zu tun haben.

Frauen, die hierherkamen, versteinerten. Clea hatte es mit eigenen Augen gesehen. Und es sah ganz so aus, als ob die Saat des Unheils sich auch schon in ihren Körper eingenistet hätte. Nur der Tatsache, daß sie offenbar noch keinen direkten Kontakt mit Lee Batskill gehabt hatte, schien das Schlimmste bisher verhindert zu haben.

Sie mußte so schnell wie möglich aus diesem Haus verschwinden und ihre Kollegen von den Ereignissen benachrichtigen. Ob die ihr glauben würden? Es war zu ungeheuerlich, was sie hier erlebt hatte. Besaß ein Mensch wirklich soviel Macht, einen anderen zu Stein werden zu lassen? Aber – vielleicht war Lee Batskill gar kein Mensch, vielleicht war er ein menschgewordener Dämon?

Irre Gedanken gingen ihr durch den Kopf.

Man konnte hier keinen normalen Maßstab mehr anlegen.

Clea Malcolm blickte hinunter in den Wohnraum, wo Lee Batskill vor dem Kamin stand. Die Yardbeamtin wagte keinen weiteren Schritt mehr.

Sie mußte abwarten, was Batskill unternahm und wie er sich verhielt.

Sie atmete flach und bewegte sich eigenartig steif. Den linken Arm hielt sie an die Seite gepreßt und leicht angewinkelt. Es war ihr nicht möglich, den Arm völlig auszustrecken. Sie lief etwas verzogen und war merklich in ihrer Beweglichkeit eingeschränkt. Sie, die sonst klettern und laufen konnte wie eine Katze, bewegte sich nun wie eine alte, vom Rheuma geplagte Frau.

Sie lief steif in ihr Versteck zurück, als Batskill sich unten umwandte. Er eilte die Treppe hoch und sah nichts von seiner Verfolgerin. Er verschwand in einem Raum und kehrte von dort mit einem flachen, auf dicken kleinen Luftreifen sitzenden Wagen zurück. Eigentlich sah das Gefährt aus wie eine breite Bohle, die mit vier Rädern versehen war.

Vorsichtig kippte Batskill die Goodwin-Statue um, die schwer wie Stein war. Langsam ging er dabei in die Hocke, um die nackte Gestalt ohne Beschädigung auf den Wagen zu bringen.

Clea Malcolm schluckte trocken. Aus dem winzigen Vorhangspalt

wurde sie weiterhin Zeuge der Dinge und konnte nicht fassen, daß die Statue, die Batskill fortschaffte, noch vor weinigen Minuten eine lebendige, blutvolle junge Frau gewesen war.

Da sah sie, wie Batskill stutzte.

Aus den Augenwinkeln heraus nahm er etwas wahr!

Clea Malcolms Herz begann zu zittern.

Ihr linker Fuß! Die Spitze ragte etwas über den herabfallenden Vorhang hinaus. Sie hatte nicht darauf geachtet. Die Gefühllosigkeit und Kälte im linken Bein war wohl mit ein Grund dafür, daß ihr das rechte Gefühl für Bewegung und Stellung ihrer Gliedmaßen fehlte.

Sie reagierte und versäumte keine Sekunde.

Ihre Handtasche war geöffnet, sie brauchte nur noch hineinzugreifen, um die Waffe hervorzuziehen. Sie war auf Notfall und Verteidigung eingerichtet.

Aber nun ging doch alles viel langsamer, als sie es von sich selbst gewohnt war.

Dieses verdammte abgestorbene Gefühl in ihren Händen!

Wie ein Schatten schnellte Batskill auf sie zu. Der Vorhang wurde zurückgerissen.

Es ging alles rasend schnell.

»Zurück!« fauchte Clea Malcolm, aber dieses Wort kam schneller über ihre Lippen, als die Waffe auf Batskill gerichtet war. Und der erkannte die Gefahr und ließ sich nicht bluffen. Seine Rechte schoß nach vorn und krachte gegen Clea Malcolms Unterarm. Die Dienstwaffe wurde ihr aus der Hand geschlagen, noch ehe sie den gefühllosen Finger um den Abzugshahn legen konnte.

Doch Clea Malcolm war nicht hilflos. Die Ausbildung, die sie als Scotland-Yard-Beamtin genossen, und die Erfahrungen, die sie als Mitarbeiterin eines Detektivs gesammelt hatte, kamen ihr zugute.

Sie riß das rechte Bein hoch. Das war noch intakt. Sie rammte es dem Angreifer in den Unterleib. Batskill machte einen Satz und taumelte zurück.

Clea Malcolm riß ihre ganze Kraft zusammen und warf sich nach vorn. Da war plötzlich Raum, Batskill stand nicht mehr direkt vor ihr.

Die mutige Polizistin taumelte. Ihre Beine bewegten sich wie selbständige Lebewesen. Sie lief sofort auf die Treppe zu.

Nichts wie raus hier. An etwas anderes konnte sie nicht denken.

Aus den Augenwinkeln heraus nahm sie Batskill wahr, der sich aufrappelte und dem flachen Gefährt einen Stoß versetzte. Die kugelgelagerten Räder drehten sich schnell, lautlos und leicht. Clea Malcolm erhielt einen Stoß gegen das Bein, obwohl sie noch versuchte auszuweichen. Die Beweglichkeit, die gewohnte Elastizität fehlten. Sie verrechnete sich. Sie taumelte gegen das Geländer. Ihre Handtasche rutschte über ihre Schulter, und zahlreiche Utensilien wie Puderdose,

Lippenstift und ein handliches Taschensprechgerät fielen heraus und über das Geländer hinunter auf den steinernen Fußboden. Es schepperte und klirrte. Das Funksprechgerät gab einen häßlichen Quietschlaut von sich, dann blieb es stumm. Die Plastikhülle riß völlig auf.

Clea Malcolm erblickte Batskills verzerrtes Gesicht. Der Mann litt unter Schmerzen, trotzdem raffte er sich auf, um die Fremde, die sich in sein Haus eingeschlichen hatte, noch mal anzugreifen.

Er warf sich nach vorn.

Die Tricks, die Clea Malcolm kannte, retteten ihr in diesen Minuten das Leben. Batskill wußte nicht, wie ihm geschah. Trotz ihrer eingeschränkten Bewegungsfreiheit und Kraft setzte Clea sich hart ein. Das bekam Batskill zu spüren. Etwas krachte gegen sein Kinn. Er konnte nicht sagen, ob es die Faust der Frau oder deren Knie war. Sein Kopf flog zurück. Batskill taumelte. Mit rudernden Armen versuchte er den Sturz zu verhindern. Clea Malcolm setzt noch mal nach und stieß ihre Rechte, die einigermaßen brauchbar war. Batskill erhielt einen Stoß gegen die Brust und prallte gegen eine weiße Statue, die genau an der Mauerecke stand. Die Wucht, mit der er dagegenflog, war so stark, daß die Gestalt ins Wanken geriet. Instinktiv riß Batskill die Arme hoch, um die zur Seite fallende Figur aufzuhalten.

Clea sah, daß die Statue sich bedrohlich zur Seite neigte. Batskill stemmte sich dagegen, um sie wieder nach oben zu drücken.

Da kam Clea auf die Idee, ein weiteres zu tun, um den rätselhaften Besitzer dieses Landhauses aufzuhalten.

Sie machte eine halbe Drehung nach rechts, versetzte dem flachen Gefährt, das sie gestreift hatte und das nun vor den Stäben der Galerie stehengeblieben war, einen Schubs, daß es sich wieder in Bewegung setzte. Was Batskill geplant hatte, wurde zum Bumerang. Das Gefährt rollte auf die umkippende Statue zu, versetzte der einen zusätzlichen Druck, und Batskill schrie leise auf, als er merkte, daß er kaum noch imstande war, das immense Gewicht zu halten, das ihn zu Boden zu drücken drohte. Er sah die Gefahr, unter die weiße Statue zu geraten, die ständig weiter abrutschte.

Clea Malcolm beobachtete das schweißüberströmte, bleiche und angstverzerrte Gesicht Batskills. Sie nutzte die Situation, um über die Treppe nach unten zu laufen.

Batskill kam es offensichtlich darauf an, die Statue wieder in die alte Stellung zu bringen und sie auf keinen Fall fallen zu lassen.

Wie die Dinge sich hier im einzelnen weiter entwickelten, interessierte die Yardbeamtin nicht mehr. Es kam ihr darauf an, Zeit zu gewinnen. Clea merkte allzu deutlich, wie langsam sie sich bewegte, als weigerten ihre Muskeln und Sehnen sich, den Befehlen ihres Gehirns Folge zu leisten.

Die junge Frau humpelte durch die Wohnhalle. Im Kamin flackerte das Feuer und fraß sich in Jane Goodwins Kleidungsstücke. Clea Malcolm verließ das Haus. Sie hatte das Gefühl, ein Zentnergewicht mit sich herumzuschleppen.

Am liebsten hätte sie auf der Stelle die Kollegen benachrichtigt, die beauftragt waren, auf Funkkontakt mit ihr zu achten. Aber das Gerät war defekt, und sie besaß es nicht mehr. Es gab nur eine Möglichkeit: so schnell wie möglich fliehen und dem Chiefinspektor Bericht zu erstatten. Sie würde dabei keine gute Figur machen, das wußte sie. Was sie getan hatte, konnte er nicht anerkennen. Aber er würde sich dem Druck der Beweise, die sie lieferte, nicht widersetzen können.

Sie taumelte durch den Hof. Mit jedem Schritt, den sie machte, fürchtete sie, hinzufallen und sich dann nicht mehr aufrichten zu können.

Jetzt, wo sie sich intensiv bewegte, merkte sie, wieviel Elastizität sie eingebüßt hatte.

Und es schien ihr, als würde es mit jedem Schritt, den sie machte, schlimmer.

Auf diese Weise würde sie unendlich lange dazu brauchen, zu dem Versteck zu kommen, wo sie ihren Triumph-Vitesse für alle Fälle untergestellt hatte. Nun kam doch alles ganz anders wie geplant…

Der Austin Jane Goodwins stand vor dem Eingang. Er war nicht abgeschlossen, und der Zündschlüssel steckte. Die vertrauensselige Frau hatte es hier nicht für nötig gehalten, den Wagen zu sichern.

Gedanke und Tat waren eins.

Clea riß die Tür auf und klemmte sich hinter den Fahrersitz. Jane Goodwin brauchte diesen Wagen nicht mehr, ihr aber leistete er gute Dienste.

Sie startete ziemlich heftig. Der Wagen machte einen Satz nach vorn, und der feine Kies wurde von den durchdrehenden Rädern in die Luft gewirbelt.

Clea Malcolm hatte kein Gefühl für das Gaspedal. Schwer wie ein Stein lag ihr Fuß darauf.

Sie preschte durch das Tor, hinaus auf den Pfad und fuhr irrsinnig schnell durch den Wald. Sie warf einen Blick in den Rückspiegel, wo Tor und Haus zurückfielen. Sie sah aber nicht die Bewegung oben am Fenster.

Dort stand Lee Batskill. Es war ihm gelungen, die kippende Statue vorsichtig auf die Seite zu legen und der Gefahr, von ihr begraben zu werden, zu entgehen. Er war zum Fenster geeilt, und seine Hände ballten sich erregt zu Fäusten, als er sah, wie das Auto hinter den Baumreihen verschwand.

»Du wirst mir nicht entkommen«, stieß er hervor. »Dann wärst du die erste!«

Abrupt wandte er sich ab und lief in den kleinen Tempel, den er zu Ehren Aikontaks errichtet hatte. Mit zitternden Fingern zündete er Räucherstäbchen an, sprach immer wieder den Namen der Göttin aus und steckte die Stäbchen dann in die acht Hände der Skulptur.

Dumpfklingende Laute drangen aus seiner Kehle, und die Atmosphäre in dem düsteren Mini-Tempel verdichtete sich spürbar. Die Temperatur fiel, und Batskill fröstelte. So intensiv, so erregt hatte er die Beschwörungsformeln, die einen Menschen durch den Klang der Worte erschauern ließen, ohne daß er überhaupt den Text verstand, noch nie ausgesprochen.

Er wiederholte die Worte fortlaufend, und der Schweiß tropfte von seiner Stirn. Die Räucherstäbchen verbreiteten einen schweren, betäubenden Duft, und in dem dämmrigen Raum schien mit einem Mal etwas zu erwachen, worauf er schon viele Jahre wartete.

Batskill fühlte förmlich, daß etwas in seiner Nähe war, was zuvor nie dagewesen war. Er spürte die Gegenwart – von etwas Fremden, etwas Unfaßbarem.

»Ich habe dir treu gedient. Mein Wunsch war es, dich zum Leben zu erwecken, um das Geheimnis des Universums, das Geheimnis von Leben und Tod, von dir zu erfragen!« Seine Stimme klang wie ein Hauch, und diese Worte sprach er jetzt in Englisch aus. »Willig hast du meine Opfer angenommen. Du hast sie zu Stein werden lassen, wie vor vielen hunderttausend Jahren. Du selbst aber hast mir nie gezeigt, daß es mir gelingt, deine Gunst zu erringen. Jemand hat mich beobachtet. Zwanzig Jahre fast ist es mir gelungen, das Geheimnis um dein Wirken und dein Wollen zu verheimlichen. Ein Außenstehender weiß nun Bescheid. Verhindere, daß er von dir erzählt! Laß auch diese Frau, die ich nicht aufhalten konnte, die ich nicht hierhergebracht habe, zu Stein werden. Aikontak – erhöre mich, um deinetwillen, um meinetwillen!« Er lauschte dem Klang seiner eigenen Stimme und hielt den Atem an. Er hörte sein Herz pochen und fühlte die Kälte, die ihn einhüllte, daß er meinte, von einer Eiswand umgeben zu sein. »Aikontak – hol dir das Leben jener Frau, die alles zunichtemachen kann, wenn sie darüber berichtet! Dann wird dieses Haus der großen Ruhe mit Hektik und Leben erfüllt sein, und die Stunde, auf die ich warte, wird nie kommen. Verzeih meine Oberflächlichkeit und meinen Leichtsinn. Ich hätte es nie dazu kommen lassen dürfen, daß hier jemand eindringt, den ich nicht selbst hergebeten habe…«

Die Luft um ihn herum vibrierte, und Batskill hatte das Gefühl, ein unsichtbarer Flügel streife seine Schulter. Etwas war in Bewegung geraten. Die Räucherstäbchen glühten mit einer ungekannten Intensität, und das Licht- und Schattenspiel auf der Skulptur war rhythmisch wie der Atem eines Wesens, das alles um ihn herum erfüllte und das er nicht sah.

»Ich weiß, du reagierst empfindlich«, fuhr er mit bebender Stimme fort. Die Luft war so eisig, daß ihm die Zähne aufeinanderschlugen. »Es steht geschrieben, daß derjenige, dem es nicht gelingt, deinen Namen richtig auszusprechen, vergeblich auf ein Zeichen von dir wartet. Aikontak – das ist dein Name…«

»Er ist es, ja!« sagte da die dunkle, vibrierende Stimme, und Batskill fuhr zusammen. »Der Name ist richtig, Lee Batskill – doch es ist dir nie gelungen, ihn richtig zu betonen. Ich heiße Aii-Ko'on-Tak…, und ich bin eine Tochter der großen Rha-Ta-N'my!«

Der harte Mund in dem Gesicht der steinernen Skulptur bewegte sich, die dunklen Augen schimmerten feucht und glitzerten kalt.

*

War da nicht ein Geräusch gewesen?

Er schlug die Augen auf.

Yümaho wieherte leise und schabte mit den Vorderhufen über einen Wurzelstrunk, der dicht neben Hellmark aus dem Boden ragte.

Der Hengst stieß mit seinem feuchten Maul nach Hellmark.

»Was soll denn das, Yümaho?« fragte Björn ärgerlich. Er wischte sich über die Stirn, die das Pferd angeschubst hatte. »Warum machst du denn so einen Lärm?«

Hellmark rollte sich herum. Yümahos Verhalten gefiel ihm nicht. Er kannte das Pferd schon lange genug, um zu wissen, daß der Hengst ihn auf irgend etwas aufmerksam machen wollte.

Er blickte sich um. Und da sah er es! Aus dem Buschwerk, das auf der sanften Anhöhe oberhalb der Schlafstelle wuchs, ragte eine menschliche Hand. Die Finger zuckten, als ob jemand mit letzter Kraft versuche, sich zu bewegen.

Björn sprang ruckartig herum. Da vernahm er auch die leise, ersterbende Stimme: »Flieht – so schnell ihr könnt – bleibt nicht auf dieser Insel des Grauens…«

Björn bog Äste und Zweige zurück, und seine Muskeln waren zum Zerreißen gespannt. Er war darauf eingerichtet, einem eventuellen Gegner sofort entgegenzutreten, wenn sich herausstellen sollte, daß dies nur eine Falle war.

Aber es war keine Falle. Da hätte es der Fremde, den Björn zwischen Blattwerk und Moosfarnen fand, einfacher gehabt, ihn und Pepe während des Schlafs zu überfallen. Und auch Yümaho würde sich, wenn er eine Gefahr gewittert hätte, anders verhalten haben.

Auf den ersten Blick wurde Hellmark klar, daß von diesem Mann, der noch sehr jung war und hilflos, flach atmend, schmutzbedeckt und schweißüberströmt im Gebüsch lag, keine Gefahr drohte.

Dieser Mann brauchte im Gegenteil Hilfe, denn er war total

erschöpft.

Björn teilte das Astwerk und ging neben dem Fremden, der ihn aus halbgeschlossenen Augen ansah, in die Hocke. Auf den ersten Blick war nicht zu erkennen, ob er irgendwo verletzt war.

Hellmark gab einen leise zischenden Laut von sich, und Yümaho trabte zwei Schritte näher. Björn holte aus der durchnäßten Segeltuchtasche einen Behälter mit Flüssigkeit, riß ihn mit einem Ruck auf und setzte ihn dem Fremden an die trockenen spröden Lippen.

Der junge Mann in der zerfetzten Kleidung nahm dankbar ein paar Schlucke, aber schon das schien ihm offensichtlich große Mühe zu bereiten.

»Danke«, murmelte er.

»Wer bist du? Wie kommst du hierher?« wollte Hellmark wissen. Er musterte den Jüngling eingehend und suchte nach Spuren einer Verletzung, eines Kampfes, fand aber nichts. »Wie kann ich dir helfen?«

»Helfen – mir kann niemand mehr helfen. Ich werde sterben – aber ich wollte euch warnen, damit es euch nicht so geht wie mir – ich habe euch kommen hören, habe sofort versucht, mit euch Kontakt aufzunehmen – ich konnte mich nicht bemerkbar machen – ich verlor die Besinnung – die Schwächezustände treten immer öfter auf – ich bin Hasard Kolon…«

Um die Lippen des jungen Mannes zuckte es. Sein Gesicht war gekennzeichnet von Schwäche und Entbehrungen. Er war bedeutend jünger als Björn Hellmark, wirkte aber älter. Seine Haut war fahl, die Augen waren tief eingesunken. »Ich bin hierhergekommen mit den anderen – in der Hoffnung, dem Grauen entronnen zu sein, das wir auf Xantilon antrafen – aber wir sind vom Regen in die Traufe geraten – hier auf dieser Insel ist es noch schlimmer…«

Björn schüttelte den Kopf. »Du irrst dich, Hasard, Ihr habt Xantilon nie Verlassen. Du bist noch immer auf Xantilon.«

Offenbar war das Wahrnehmungs- und Erinnerungsvermögen des jungen Mannes getrübt. Vielleicht hatte er Fieber und wußte nicht, was er sagte.

Mit leiser Stimme widersprach Hasard Kolon jedoch. »Xantilon liegt hinter uns – das hier ist die rätselhafte Insel der Göttin Aii-Ko'on-Tak…«

*

»Aii-Ko'on-Tak?« Björn hatte diesen Namen nie gehört, aber er begriff den Sinn der Bezeichnung – Aii-Ko'on-Tak bedeutete Göttin mit den acht Armen und den zwei Sinnen. Eine merkwürdige Bezeichnung, dachte er bei sich.

»Ihr Tempel liegt mitten in den Bergen, mitten auf der Insel – Aii-Ko'on-Taks kleines Reich kann Hölle und Zufluchtsort sein – in den Büchern der Weisen, die Xantilon im Lauf seiner großen Geschichte hervorgebracht hat, steht geschrieben, daß man den Kampf mit der Göttin bestehen muß, um hinter das Geheimnis seiner selbst, hinter das Geheimnis von Raum und Zeit und des Universums zu kommen. Aii-Ko'on-Taks Sinne sind verschmolzen mit der Tiefe des Kosmos. Wem es gelingt, ihre Gunst zu erringen, der wird mit reichem Wissen belohnt. Es ist uns gelungen, das gefährliche Reich Maruburs zu passieren und das Schiff zu erreichen. Klares Wetter, strahlend blauer Himmel und ein ruhiges Meer empfingen uns – im Licht des neuen Tages erblickten wir die Insel – alle wollten hin… Aii-Ko'on-Taks Eiland erschien uns als ein Fanal der Hoffnung, und wir hatten nur eines im Sinn: den Tempel zu finden und den Kampf mit Aii-Ko'on-Tak zu wagen. Wenn wir das Wissen der Zukunft besaßen, konnten wir den Dämonen, die ihre gierigen Hände nach Xantilon ausstrecken, mit diesem Wissen begegnen und möglicherweise den Untergang unserer Welt verhindern. Aber der Tempel Aii-Ko'on-Taks ist ein Ort trügerischer Hoffnung. Es ist unmöglich, ihren Schwerthieben zu entgehen…«

»Du wurdest getroffen?«

»Ja. Vom ersten Arm. Und wie du siehst, ist die Wirkung hundertprozentig. Der erste Arm der Göttin bringt tödliche Krankheit. Ich irre seit Tagen durch Berge und Dschungel – und ich werde Zusehens schwächer. Mein Wunsch war es, mich von den Klippen ins Meer zu stürzen, um dieser unheilvollen Insel zu entkommen – aber nicht mal dazu bin ich imstande. So hat mein Sterben aber nun doch noch einen Sinn bekommen: euch zu warnen. Kehrt zurück, solange es noch Zeit ist! Dringt nicht in das Innere der Insel ein! Aii-Ko'on-Tak läßt sich ihr Geheimnis nicht entreißen.«

»Wir können nicht zurück, Hasard – unser Schiff wurde vom Sturm an den Klippen zerschmettert, wir sind Schiffbrüchige…«

Hasard Kolons Augenlider zitterten. »Dann seid ihr verloren…«

Er versuchte sich aufzurichten. Hellmark stützte ihn. Mit einem schwachen Nicken bedankte der junge Krieger sich.

»Wie weit ist die Insel der Göttin vom Kontinent entfernt?« fragte Hellmark. »Es ist uns so vorgekommen, als wäre diese Insel nur eine Landzunge…«

»Dieser Eindruck täuscht. Vom Festland aus ist Aii-Ko'on-Taks Eiland überhaupt nicht zu erblicken. Es liegt seit einer Ewigkeit hinter einer Nebelwand verborgen, und nur die Legenden von dort erreichten uns durch Seefahrer, durch Seher und Weise…« Hasard Kolon lehnte in Hellmarks starken Armen. »Wir sind weit vom Mutterland entfernt – ihr habt die gleichen Irrbilder gesehen wie wir – Aii-Ko'on-Taks

Eiland ist eine einzige große Falle. Wer hierher gerät, ist verloren. Viele tausend haben das schon zu spüren bekommen. Ich bin nur einer von diesen vielen – ich muß froh sein, daß es das Schicksal noch so günstig mit mir meint.«

Hellmark blickte ihn von der Seite her an. Was war daran so günstig, daß ein junger Mensch an einer unheilbaren Krankheit, die seine Kräfte aufzehrte, zugrunde ging?

»Gibt es denn noch Schlimmeres, Hasard?«

»Ja. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Die Insel ist voller Wunder und Schrecken, von denen ihr euch nichts vorstellen könnt. Und alles geht auf Aii-Ko'on-Taks Einfluß zurück, auf die Magie ihrer Schwerter. Es ist gleichgültig, von welchem Arm man getroffen wird. Jeder Arm hat eine andere Bedeutung: der erste bringt tödliche Krankheit. Ich bin das lebende Beispiel dafür. Der zweite führt zum Wahnsinn. Die Insel ist voller Wahnsinniger. Der dritte führt zum ewigen Schlaf. Man kann die Unglücklichen nicht mehr wecken. Man sieht sie atmen, sieht sie vor sich liegen – aber keiner kann sie aus den Träumen zurückholen – der vierte Arm ruft die Geister und Untoten aus den Grüften. Die Schrecklichen streifen nachts durch die Bergtäler und Wälder und lauern ihren Opfern auf. Sie fallen über Neueindringlinge her oder über die Wahnsinnigen. Geister und Untote sind keine Menschen. Jedesmal, wenn Aii-Ko'on-Taks vierter Arm einen Streich führt und einen Kämpfer trifft, wird eine neue Gruppe in den Grüften befreit, und Schrecken und Gefahren auf dem Eiland mehren sich, und es scheint, als würde ein großes, grausames Spiel ablaufen, als hätte Aii-Ko'on-Tak, die Achtarmige mit den zwei Sinnen, Freude daran, neue Konstellation zu schaffen.«

Er legte eine Pause ein. Das Reden strengte ihn an. Er sprach so leise, daß sich Björn Hellmark ganz nach vorn beugen mußte, um ihn noch zu verstehen. Die Kraftlosigkeit, unter der Hasard litt, war erschreckend.

»Der fünfte Arm stachelt zur Mordgier an – hüte dich vor denjenigen, die vom fünften Arm getroffen wurden! Sie benutzen listenreich ihren Geist, um neue Opfer anzulocken und man meint, einen guten Freund getroffen zu haben, einer, der einem Hilfe bringen kann – und viel zu spät erkennt man, daß man seinem Mörder in die Hände gefallen ist. Zu bedauern die Unglücklichen, die hier auf der Insel Zuflucht suchten und in ein Tollhaus geraten sind. – Der sechste Arm führt den Getroffenen in die unaufhaltsame Selbstzerstörung. Der siebte Arm verwandelt das Opfer in Stein.«

Hasard Kolons Schultern sanken herab. Sein Atem ging schwer. Seine Lungen röchelten.

»Man muß die Streiche der Schwerter abwehren, schreiben die Alten.« Er fuhr unvermittelt fort, und seine Stimme war nur noch ein

Hauch. »Ich bildete mir ein, ein guter Schwertkämpfer zu sein – aber gegen acht Arme gleichzeitig zu kämpfen – ist ein Unding. Man muß ihr entweder die Arme abschlagen oder so schnell sein, daß man unter ihnen durchtauchen und den Altarsockel, auf dem sie sitzt, erreicht, ohne mit den Kampfhänden in Berührung zu kommen. Die Augen über ihrer Stirn – sie sind nicht echt – man muß sie mit der bloßen Hand berühren – und Aii-Ko'on-Tak verrät ihr gesamtes Wissen, das sie seit der Geburt des Kosmos' gesammelt hat. Sie wird die Kranken heilen, Wunder werden geschehen – so steht es in den Büchern der Weisen. Aber bis dahin ist ein weiter Weg, und der Kämpfer, der schneller sein Schwert führt als die acht Arme der Göttin – muß erst noch geboren werden.«

Er wankte und drohte nach vorn zu fallen. Björn reagierte schnell, fing ihn auf und bettete ihn zurück auf das weiche Mooskissen.

»Du darfst nicht mehr sprechen, Hasard. Schone deine Kräfte!«

»Wozu? Es geht zu Ende – so oder so – wenn ich aber spreche, tue ich dir doch einen Gefallen und kann verhindern, daß du die gleichen Fehler begehst, wie ich sie begangen habe – wie andere sie begingen – hätte ich manches vorher gewußt – ich hätte manches anders gemacht. Aber es gab niemand, der mir seine Erfahrungen mitteilte…«

»Wenn das alles so schrecklich ist, wie du sagst, Hasard, dann verstehe ich nicht, warum ihr trotzdem den Weg zu dieser Insel eingeschlagen habt. Dir – und wahrscheinlich auch den anderen – war doch bekannt, was du mir jetzt erzählt hast. Es ist doch sicher nicht so, daß ihr vom Wirken Aii-Ko'on-Taks erst hier auf dem Eiland erfahren habt?«

»Nein, so war es nicht – aber Aii-Ko'on-Taks geheimnisvoller Tempel, der seit jeher der Tempel der Versteinerten genannt wird, ist, schon uralt. Und zu allen Urzeiten kamen welche, die ihr das Wissen abtrotzen wollten. Es steht auch geschrieben, daß Aii-Ko'on-Taks Insel der Katastrophe, die sich anbahnt, nicht zum Opfer fallen wird. Was lag näher, als diese Insel, die praktisch vor Xantilons Haustür liegt, aufzusuchen…«

»Da hast du recht, Hasard.«

»Ich werde sterben – ich fühle mein Ende kommen, und es ist gut, daß es nicht mehr lange dauert. – Ich habe versucht, das Schicksal zu wenden, ich habe getan, was auch andere taten, aber wir sind zu schwach, die Gunst der Göttin zu erringen. Du bist hier gefangen, du kannst nicht zurück, wie du mir gesagt hast. Seid auf der Hut vor all den Gefahren die hier lauern! Ich gab dir den Rat zu fliehen. Das ist dir nicht möglich. Jetzt muß ich dir einen anderen Rat geben: wandere gen Osten, wo sich das mächtige Gebirge wie eine Kuppel in der Mitte der Insel erhebt. Du wirst den Tempel finden. Nimm die Herausforderung an! Vielleicht ist dir das Glück hold. Jedes Glück ist

mit einem Risiko verbunden. Auch das muß man sehen – deinen Namen hast du mir noch nicht gesagt…«

»Ich heiße Kaphoon…«

Da öffnete der Todkranke die Augen, und seine Blicke tasteten das Gesicht des Mannes ab, der an seiner Seite saß und sich über ihn beugte.

»Kaphoon – ich habe den Namen schon gehört – an den Lagerfeuern erzählt man sich deine Heldentaten. Es wird von einem Mann berichtet, der kommen wird und der Tod und Teufel nicht fürchten, du bist es – so haben sie dich beschrieben. Kaphoon, ein Fanal der Hoffnung, daß du Aii-Ko'on-Taks Insel aufsuchst, beweist, daß sich doch noch manches ändern kann, daß nichts endgültig ist, was die Dämonen beschlossen haben…«

Hellmark erwiderte seinen Blick. Er hatte schon mehr als einmal registriert, daß man ihn mit einem großen Helden verglich. Aber was hatte er schon getan? Die verworrenen Zustände auf der Insel hatten die Menschen zu einer heillosen Flucht veranlaßt. Er war Kriegern und Flüchtlingstrecks begegnet, er hatte mit ihnen gemeinsame Kämpfe bestanden, war Dämonen auf die Spur gekommen und hatte sie ausgelöscht oder in das Reich zurückgezwungen, aus dem sie gekommen waren. So großartig waren seine Heldentaten nicht, die man sich erzählte, obwohl er sich bemühte, soviel wie möglich für diese Welt und ihre Menschen zu tun.

Es muß noch einen anderen geben, schoß es ihm durch den Kopf, einer, der mir ähnlich sieht und genauso heißt.

In der Tiefe seines Bewußtseins rührte sich etwas. Das angestrengte Nachdenken löste etwas in seiner Erinnerung aus.

Blitzartig schloß sich die Lücke, und der gesamte Komplex seiner Erinnerung stand ihm zur Verfügung.

Er war Björn Hellmark, ein Mann aus einer anderen Zeit. Er war in die Wirren Xantilons geraten und hatte die Freunde verloren. In Maruburs Wahnsinnshallen fand er Pepe wieder. Aber noch wußte er nichts über das Schicksal seines indischen Freundes Rani und Arsons, des Mannes mit der Silberhaut.

Als Hellmark lebte er in einem Bungalow in Genf, zusammen mit Carminia Brado. Für die Welt dort war er ein reicher Playboy – aber nur eine Handvoll Eingeweihter wußte, daß er sein Leben ganz in den Dienst einer guten Sache stellte, daß sein Reichtum ihm dabei die Freiheit und Beweglichkeit gab, die er benötigte. Das Wirken der Dämonen war nicht auf einen einzigen Platz in der Welt beschränkt. In vielen Erscheinungsformen in allen Teilen der Welt zeigte sich ein wiedererwachter Teufels- und Dämonenkult und die Mächte, die dahinterstanden, schürten das, um Menschen abhängig zu machen. Aber Hellmark hatte durch, sein entschlossenes Vorgehen und seine

Taten bewiesen, daß man den Geistern und Dämonen nicht hilflos ausgeliefert war, daß man sich ihrer erwehren konnte.

Er versuchte die Menschen in seiner Zeit auf die Gefahr aufmerksam zu machen und versuchte, ihnen die Augen zu öffnen, damit sie die Dinge erkannten, die sich hinter den Kulissen abspielten. Die Dämonen, an ihrer Spitze der Schwarze Priester Molochos, jagten ihn, wo sie konnten und wollten ihn vernichten. Auf ihre Einwirkung war es zurückzuführen, daß das Zeitschiff Arsons in der Vergangenheit havarierte und daß die Freunde voneinander getrennt wurden. Bis zur Stunde aber war es ihnen nicht gelungen, Hellmark selbst auszuschalten.

Hellmark wußte auch, warum man ihn Kaphoon nannte, und er glaubte in diesen Sekunden auch zu wissen, weshalb man ihn mit Taten in Zusammenhang brachte, die er in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit hier in der Vergangenheit angeblich vollbracht haben sollte. Da gab es zwei Möglichkeiten, wie das zusammenhing. Er, Hellmark, konnte sich an ein Leben in einer anderen Zeit erinnern. Al Nafuur, sein unsichtbarer Geistführer, der sich seit seinem Aufbruch in die Vergangenheit Xantilons nicht wieder bei ihm gemeldet hatte, ließ ihn seinerzeit wissen, daß er der Sohn des Toten Gottes sei. Bis zur Stunde begriff Björn nicht, was es damit auf sich hatte. Vieles über seine Herkunft und sein früheres Leben lag im dunkeln und war Geheimnis geblieben. Sicher war nur eines: Als Kaphoon hatte er schon mal gelebt. Vieles hier auf dieser Welt kam ihm bekannt vor, und in vorangegangenen Abenteuern, in anderen Dimensionen und parallel liegenden Universen, in die er durch Zufall oder absichtlich oder durch die Hinterlist der Dämonen geraten war, erfuhr er manches über sein einstiges Dasein. Konnte es sein, daß er ausgerechnet in der Zeit, als er als Kaphoon lebte, nun als Hellmark angekommen war?

Der Gedanke an eine solche Möglichkeit faszinierte ihn. Das würde bedeuten, daß er sich hier selbst begegnen konnte!

Aber auch eine zweite Möglichkeit bestand. Seit seiner ersten Begegnung mit Al Nafuur verfügte er über die Gabe der Exteriorsation oder Bilokation, jene Fähigkeit, an zwei Orten gleichzeitig sein zu können. Björn konnte seit geraumer Zeit seinen Doppelgänger ausscheiden. Das konnte bewußt, aber auch unbewußt geschehen. Während er hier durch die rätselhafte Welt streifte, hatte er manches über sein Ich und seine Gaben vergessen. Konnte es nicht sein, daß er während der Zeit seiner Gedächtnislücke unbewußt mit seinem zweiten Ich an einem anderen Ort war, daß er Taten vollbracht und gekämpft hatte, und daß er sich nur nicht mehr daran erinnerte? Auch diese Möglichkeit mußte er in Betracht ziehen.

»Daß ich dich getroffen habe, Kaphoon, macht mich glücklich – nun weiß ich, daß Xantilon noch eine Chance hat, daß der Gott, den

die Alten verehrten, nicht tot ist, daß der Begriff der ›Tote Gott‹ – eigentlich falsch ist…«

Hellmark wollte schon etwas sagen, als Hasard Kolon unvermittelt fortfuhr.

»Bestatte meine Leiche unten zwischen den Klippen, Kaphoon – beschwere sie mit Steinen…«

Björn konnte die Worte kaum verstehen.

Dem jungen tapferen Krieger war nicht mehr zu helfen. Es kündigte sich wieder ein Schwächeanfall an. Oder war es schon der Zustand der Agonie, in den Hasard verfiel?

»Hasard?!« rief Hellmark.

»Ja, Kaphoon…«

Der junge Mann zuckte noch mal zusammen, als Hellmark ihn zurückrief.

»Die Göttin hat acht Arme, du aber hast mir nur von sieben Armen berichtet. Welche Bedeutung hat der achte Arm?«

Hasard Kolon antwortete nicht mehr darauf. In diesem Augenblick setzte sein Atem aus.

*

Von der Begegnung mit Hasard und den Gesprächen mit ihm hatte Pepe nichts bemerkt. Der Junge schlief fest, obwohl es noch nicht mal richtig Abend war.

Schweigend und leise hob Björn den Toten auf und legte ihn über Yümahos Rücken. Dann machte er kehrt und lief den Felsenpfad nach unten. Wie es Hasards Wunsch gewesen war, versenkte er die Leiche, eingeschlagen in zusammengelegtes Segeltuch, von dem er einen Vorrat mitgenommen hatte, zwischen den Klippen. Er watete bis zu den Knien ins Wasser, suchte dann zwei schwere Felssteine und beschwerte die Leiche damit. Einen Moment blieb er gedankenversunken am schroffen Ufer stehen, atmete tief durch, und seine Augen gingen in eine unbestimmte Ferne. Er versuchte, das blaue Meer zu erkennen und die nahe Küste Xantilons zu entdecken. Aber die schummrige Dunstglocke war mit seinen Blicken nicht zu durchbohren.

Als er mit Yümaho den Weg nach oben lief, wußte er immer noch, daß er Hellmark war. Aber dann kam das Vergessen wieder. Wie ein dunkler Vorhang senkte es sich über sein Bewußtsein und deckte alles zu was er eben noch wußte, was er in seiner ganzen Tragweite begriffen zu haben glaubte.

Jetzt war er wieder nur Kaphoon, und als solcher daran interessiert, den Dämonen zu Leibe zu rücken, den Unschuldigen und in Not Geratenen zu helfen und herauszufinden, was es mit dieser

rätselhaften Insel auf sich hatte. Er wollte die Herausforderung Aii-Ko'on-Taks annehmen. Nicht jeden Tag erhielt man Gelegenheit zu erfahren, was die Zukunft brachte und wie die Dinge, welche die Welt bewegten, wirklich zusammenhingen.

Er erreichte das dschungelartige Plateau und sah die Stelle, wo Pepe lag – gelegen hatte!

*

Was sie erlebt hatte, kam ihr vor wie ein Traum, aber sie wußte, daß es keiner war.

Clea Malcolm saß in verzerrter Stellung hinter dem Steuer des Austin.

Durch die Windschutzscheibe nahm sie ihre Umwelt wahr wie hinter einem Nebelvorhang. Die Alleebäume wurden zu Schemen, ebenso die Straßen, durch die sie später kam, die Menschen, die auf den Bürgersteigen liefen oder irgendwo beisammenstanden und sich unterhielten. Sie nahm alles nur mit halbem Bewußtsein wahr, als ob sie schliefe.

Ich muß nach London, hämmerten die Gedanken in ihrem Hirn.

Aber London war weit. Zwischendurch kam sie durch kleine Ortschaften, dann durch Vororte. Sie wagte nicht, den Wagen am Straßenrand abzustellen und zu einer Telefonzelle zu eilen und ihren Vorgesetzten fernmündlich von den Vorfällen zu unterrichten.

Sie wollte ihm dabei gegenüberstehen und sehen, wie er reagierte. Und er wiederum sollte sie sehen. Diese Gefühllosigkeit in Armen und Händen, in den Beinen und einer Körperhälfte, dieses Gefühl, langsam abzusterben und zu Stein zu werden – auch das mußte sie ihm Zeigen. Dann konnte er sich direkt davon überzeugen, daß auch mit ihr etwas geschah, wofür es keine logische und vernünftige Erklärung gab.

Außerdem hatte sie einfach Angst davor, den Wagen jetzt zu verlassen. Sie glaubte, dann nicht noch mal die Kraft aufzubringen, richtig zu laufen.

Übelkeit stieg in ihr hoch. Was sie bei sich jetzt beobachtete, war in verstärkter Form vorhin innerhalb weniger Augenblicke bei Jane Goodwin aufgetreten. Auch sie, Clea, veränderte sich. Aber bei ihr traten die Symptome langsamer auf. Es mußte damit zu tun haben, daß sie direkten Kontakt mit den verhexten Statuen gehabt hatte.

Sie wußte nicht mehr, wie sie nach London kam. Doch mit einem Mal zeigten sich vertraute Straßenzüge und bekannte Ecken.

Sie wählte den kürzesten Weg zum Scotland Yard-Gebäude. Jede Minute war kostbar.

Die nächste Straßenkreuzung. Dort mußte sie anhalten. Die Ampel sprang auf Rot.

Clea Malcolm hatte sich rechts eingereiht.

Noch eine Straßenecke weiter. Dann hatte sie ihr Ziel erreicht.

Sie atmete schnell und unregelmäßig, wie ihr Puls schlug. Ihr ganzer Körper befand sich in einem unbeschreiblichen Aufruhr. Sie lehnte sich zurück und sah verschwommen die Fußgänger, die den Zebrastreifen überquerten.

Da war eine Frau, die einen sektfarbenen Pudel an der Leine führte.

Ihre Mutter – und »Whisky«.

Die Frau stutzte, erkannte sie im selben Augenblick und schüttelte dann den Kopf, als ihr Blick noch mal zu dem Nummernschild ging. Dann lief die Frau auf den Wagen zu.

Clea lächelte, beugte sich zur Seite und hatte das Gefühl, eine steife Hüfte zu bekommen. Sie ließ sich nichts anmerken, als sie die linke Tür öffnete.

»Clea!« rief die gut aussehende Araberin, deren schwarze Haarfülle ein ebenmäßiges, mit dezentem Make-up gepflegtes Gesicht umrahmte. »Dann habe ich mich ja doch nicht getäuscht! Dieser Wagen, ich dachte, das kannst du doch nicht sein…«

Der Pudel benahm sich wie toll. Er wackelte mit seinem Schwanzstummel und sprang auf sein Frauchen zu, hechelte und kläffte und war ganz aus dem Häuschen.

Clea streichelte ihn. Whisky drehte sich im Kreis, sprang über die Polsterlehnen nach hinten und kam wieder zurück.

»Na, ist das eine Wiedersehensfreude!« meinte Cleas Mutter. Sie griff zwei-, dreimal vergebens nach dem Hund. Der tauchte immer wieder unter ihren Händen durch und entzog sich ihrem Griff. »Dabei hat er dich doch erst gestern abend gesehen. Ich weiß gar nicht, was mit ihm los ist.« – Plötzlich unterbrach sie sich. »Clea – was ist nur los mit dir? Du siehst so abgespannt aus. Ist dir nicht gut?«

Besorgt musterte die Frau ihre Tochter.

»Doch, Mutter, es ist alle's in Ordnung…«

»Na, ich weiß nicht…«

»Ein bißchen viel Arbeit, das ist alles. Ich habe die Nacht kaum geschlafen. Wir haben einen wichtigen Einsatz. Ich werde dir nachher alles erzählen.«

»Du sprichst so merkwürdig. Was ist nur los mit deinem Mund, Clea? Auf einer Seite hängt er etwas herab…«

»Ich muß gehen. Die Ampel springt gleich um. Ich ruf dich an, Mutter.«

Es blieb nicht mal mehr Zeit, den Pudel aus dem Auto zu schaffen.

Mrs. Malcolm lief um den Austin herum, und Clea winkte ihr zu, als sie startete und um die Ecke bog.

Der Pudel hüpfte hinten auf dem Rücksitz herum, stellte sich mit

den Vorderpfoten gegen das Fenster und blickte hinaus auf die Straße. Mrs. Malcolm drohte ihm mit dem Zeigefinger, und das Tier legte die Ohren an, als begreife es diese Geste.

Clea Malcolm nagte auf ihrer Unterlippe. Andere sahen ihr schon an, daß etwas nicht mit ihr stimmte.

Hoffentlich wurde es nicht noch schlimmer.

Nach fünfhundert Metern bog sie links ab. Das Gebäude von New Scotland Yard lag vor ihr. Sie drückte die Tür auf und schraubte sich mühsam in die Höhe. Jede Bewegung fiel ihr schwer.

Der Hund sprang aus dem Austin und wich nicht von ihrer Seite. Er schleifte seine Leine hinter sich her. Clea Malcolm wollte sich danach bücken. Sie bekam kaum die Beine krumm. Panik erfüllte sie.

Sie klemmte sich das Tier unter den Arm und eilte auf die breiten Treppen zu. Die Polizistin bewegte sich steif und ruckartig wie ein Roboter. Ein Bein schleifte sie nach.

Ihr Zustand hatte sich verschlimmert.

Unwillkürlich dachte sie an Lee Batskill, der Jane Goodwin in Stein verwandelt hatte. Wenn sie sich jetzt hoch im Haus des unheimlichen Mannes befinden würde, vielleicht stünde sie auch schon längst zwischen den kalten, weißen Marmorstatuen! Nur ihre Entfernung zu Batskill schien das schlimmste für sie bisher verhindert zu haben.

Was mochte Lee Batskill in diesen Minuten tun? Beschwor er wieder die achtarmige Göttin, um seine magischen Kräfte aufzuladen?

*

Fast hatte Clea Malcolm recht mit ihren Überlegungen.

Doch sie konnte nicht ahnen, was sich in dem Mini-Tempel wirklich abspielte.

Die Skulptur lebte. Sie bewegte den Kopf, die Augen glänzten, und sie redete. Sie ließ Lee Batskill wissen, daß sie mit seinen Diensten bisher sehr zufrieden war. Der Zeitpunkt, sich ihm zu offenbaren, sei gekommen, um das Geschaffene nicht infrage zu stellen.

»Aii-Ko'on-Tak hat lange auf sich warten lassen«, sagte Lee Batskill steif.

»Aii-Ko'on-Tak hat es nicht nötig, jedem Ruf zu folgen. Nur die treusten Diener werden belohnt. Du hast deine Treue über einen für deine Begriffe langen Zeitraum aufrechterhalten. Du hast nicht aufgegeben. Dein Lohn ist dir sicher. Ich kenne deine Wünsche. Ich bin damit einverstanden. Das Leben, das ich für diese Zeit in dieser Gestalt durch deine Hilfe errungen habe, reicht aus, den Tausch für kurze Zeit vorzunehmen. Ich werde dich zu mir holen, während ich mich in deiner Welt umsehe. Komm, Lee Batskill… komm näher… näher an den Altar…!« Er folgte der Stimme, die einen beinahe

hypnotischen Zwang auf ihn ausübte. »Setz dich zu Füßen des Altars… und schließe die Augen… es wird wie eine Reise für dich sein…«

»Denke an die Fremde, Aii-Ko'on-Tak! – «

»Ich weiß. Ich sehe sie. Sie befindet sich in diesem Moment in einem großen Gebäude. Ich sehe viele Gänge, viele Türen. Auf eine Tür läuft sie zu. Das Gehen fällt ihr schwer. Sie hat die Statuen berührt, und die magische Kälte ist in ihren Körper eingedrungen. Aber die allein reicht nicht aus, sie zu Fall zu bringen. Jetzt öffnet sie eine Tür. Ein Vorzimmer…«

*

»Nanu, Miss Malcolm?« wunderte Pamela Derridge sich. Die Frau war hager und hier im Vorzimmer beschäftigt. Sie sorgte dafür, unangemeldete Gäste dem Chef vom Hals zu halten. »Was ist denn mit Ihnen los?«

Die Frau mit der spitzen Nase war keine Schönheit, aber sie war eine wunderbare Mitarbeiterin. Wenn man Sorgen hatte, dann konnte man die mit Pamela besprechen und auch einen handfesten Rat erwarten.

Pamela Derridge war bei allen beliebt. Besonders auch bei Don Warren, dem Chiefinspektor, Sie kochte den besten Tee, und das war bei dem aufreibenden Dienst in dieser Abteilung etwas wert.

Clea taumelte der Verbindungstür entgegen und drückte die Klinke. Vor ihr war eine zweite Tür. Auch die öffnete sie. Die Yardbeamtin kam ohne Anmeldung und nahm sich nicht mal die Zeit, Pamela einige klärende Worte zu geben. Die Zeit drängte!

Clea Malcolm fühlte instinktiv, daß ihr nicht mehr viel Zeit zur Verfügung stand. Die Kälte griff nach ihrem Herren.

»Chiefinspektor!« gurgelte sie, in den Raum stürmend, in dem Don Warren gerade ein Telefongespräch führte. Er starrte auf seine Kollegin und sah, daß etwas nicht mit ihr stimmte. Clea machte den Eindruck einer Volltrunkenen oder Rauschgiftsüchtigen.

Clea Malcolms Körper straffte sich. Eishauch aus dem Unsichtbaren traf sie.

»Das Haus Batskills… ich komme von dort… Chief…« Ihr Arm klappte herab. Sie konnte den Pudel nicht länger halten. Das Tier kam mit allen vieren unmittelbar neben ihr auf.

Dann glaubte Don Warren, die Augen würden ihm aus dem Kopf fallen.

Clea Malcolms lederner Spezialanzug platzte auf.

Hell und makellos drang die Haut hervor.

»Er ist ein Hexenmeister… betet eine geheimnisvolle Göttin an… legt ihm das Handwerk! Auch Jane Goodwin ist…«

Die letzten Worte klangen wie klirrendes Eis, das in einem Glas geschüttelt wird.

»Clea!« Don Warren ließ den Telefonhörer auf die Gabel fallen, ohne sich bei seinem Gesprächspartner für sein Verhalten zu entschuldigen. Der Chiefinspektor sprang um den Schreibtisch herum.

Kälte strahlte ihn an.

Clea Malcolm, nackt und schön, wie Gott sie geschaffen hatte, stand vor ihm. Ihr starrer Blick ging durch den Chiefinspektor hindurch. Sie rührte sich nicht mehr.

Auch der Hund stand stocksteif da und hielt den Kopf leicht zur Seite geneigt und den Blick nach oben gewandt, als sähe er etwas, was ihm nicht ganz geheuer war. Seine Augen erinnerten an Glaskugeln, die ihm jemand eingesetzt hatte.

*

Der Chiefinspektor schluckte. Das Grauen schnürte ihm die Kehle zu.

Don Warren konnte sich nicht daran erinnern, jemals in seinem Leben so geschockt worden zu sein.

Wie unter einem inneren Zwang hob er seine rechte Hand und näherte sie der nackten Schulter seiner Agentin. Eiskälte traf ihn, noch ehe seine Fingerspitzen Clea Malcolms bloße Schulter berührten.

Die Tür zum Vorzimmer stand zur Hälfte offen. Pamela Derridge näherte sich, als ob sie auf Eiern liefe. Sie hatte die Worte Clea Malcolms ebenso vernommen wie den entsetzten Aufschrei Chiefinspektor Warrens.

Nun stand sie an der Verbindungstür und sah die Szene. Clea Malcolm war nackt. Zerrissene Kleider lagen auf dem Boden. Die Vorzimmerdame preßte die Faust an die Lippen.

Don Warren, schweißüberströmt und totenbleich, wirbelte herum.

»Starren Sie mich nicht so an, Pamela! Ich habe sie nicht ausgezogen, die Kleider sind ihr von selbst heruntergefallen, ich…« Er winkte ab. Worte richteten hier nichts aus. Alles, was er in diesen Sekunden sagte oder sagen mußte, kam ihm dumm und banal vor.

»Besorgen Sie ein Laken, schnell!« rief er Pamela Derridge zu.

Die Sekretärin nickte und huschte nach draußen.

Warren riß den Telefonhörer von der Gabel, konnte aber den Blick nicht von der Statue Clea Malcolms wenden, die mitten in seinem Office stand.

Waren ließ sich mit Streifenwagen 17 verbinden.

Dort taten Joe und Andy Dienst. Warren riß sich zusammen, als er von Clea Malcolms Ankunft sprach.

»… sie muß einer unheimlichen Sache auf der Spur gewesen sein.

Ihre Überlegungen, daß dieser Batskill tatsächlich mit den verschwundenen Frauen zu tun hat, scheinen sich zu bestätigen. Sie ist ihm entwischt. Worauf sie sich im einzelnen eingelassen hat, kann ich nicht sagen. Sie hatte leider keine Gelegenheit mehr, mir Details zu berichten. – Bei Batskill geht es nicht ganz geheuer zu, seid auf der Hut, Boys, wenn ihr ihm auf die Finger schaut! Laßt auch auf nichts ein! Fahrt los! Ich erwarte umgehend euren Bericht.«

*

»… es ist geschehen, was du dir gewünscht hast, Lee Batskill«, fuhr Aii-Ko'on-Tak in diesem Moment fort. »Sie ist keine Gefahr mehr für dich.«

»Sie ist…«

»Sie ist so geworden wie all die anderen, ja.«

Er nickte und lauschte der dunklen Stimme, die durch den dämmrigen Raum schwebte. Lee Batskills Augen leuchteten, und der Triumph stand in ihnen zu lesen, den er errungen hatte.

Eine Göttin offenbarte sich ihm.

Mit der Genugtuung aber kamen gleichzeitig auch ein paar trübe Gedanken. Das alles hätte er schon viel früher haben können, wenn er gewußt hätte, wie man Aii-Ko'on-Taks Name richtig aussprach. Wenn auch nur ein einziges Wort in der Beschwörung nicht stimmte, gab es Mißverständnisse, gab es nicht die Ergebnisse, die man sich erhoffte. Die Geister und Dämonen und Götzen aus der Welt des Unsichtbaren reagierten da sehr empfindlich. Und daß er gerade den Namen der Göttin falsch betont hatte, berührte ihn empfindlich. Hoffentlich hatte das keine Folgen…

Und dann war da wieder die Stimme der Skulptur, klarer und voller als zuvor. Er lehnte gegen den Altarsockel und hielt die Augen geschlossen, wie es von ihm verlangt wurde.

Dann war es ihm plötzlich, als würde er anfangen, zu schweben.

Sein Körper war auf einmal unendlich leicht, sein Bewußtsein stieß in eine Tiefe vor, daß er meinte, die Unendlichkeit des Kosmos' zu ergründen. Er glaubte, einen rasend schnellen Fall zu machen. Plötzlich schwebte er über seinem Körper. Er sah sich am Boden vor dem Altar in dem Mini-Tempel sitzen, den Kopf leicht auf die Brust geneigt, als würde er schlafen.

Er erschrak.

Da war Aii-Ko'on-Taks Stimme in ihm. »Dich verläßt der Mut? Hast du dir nicht immer den Kontakt zu mir gewünscht? Jetzt ist die Stunde da – und jetzt hast du Furcht?«

»Es ist so ungewohnt, so fremd«, hörte er sich kleinlaut sagen. Er schwebte in einem brodelnden Nichts. Sphärenhafte Klänge vibrierten

aus der Unendlichkeit heran und hüllten ihn ein. Einen Melodienreichtum von ungeheurer Kraft und Zartheit nahmen seine Sinne wahr.

»Wo bin ich, Aii-Ko'on-Tak? Wohin führst du mich?«

»Du verläßt deinen Raum, deine Zeit. Ich zeige dir die Weite des Alls und die Welten, auf denen man Aii-Ko'on-Tak verehrt, und du wirst einen Tempel kennenlernen, der zu den größten und schönsten gehört, die menschliche Augen je wahrgenommen haben. Und ich – Lee Batskill – ich werde hier in deinem Haus bleiben und doch bei dir sein!«

*

Für einen, der das geistige Gespräch nicht verstand, bot sich folgende Szene: In dem privaten Tempel vor dem schmalen Altar, auf dem die selbstgeschaffene Skulptur saß, lehnte ein Mann mittleren Alters, hatte die Augen geschlossen und schlief.

Die Räucherstäbchen glommen, und die Atmosphäre im Innern des Raums war eigenartig und auf scheinbar unerklärliche Weise unterkühlt.

Ein eisiger Hauch wehte durch die Räume.

Die Augen der Skulptur bewegten sich und nahmen einen tiefen, dunklen Glanz an. Dann löste sich etwas aus der etwa fünfzig Zentimeter hohen Figur. Niemand hätte es sehen, aber fühlen können. Der Glanz in den Augen der Götzenstatue erlosch wie das Licht einer Kerze, das jemand ausblies.

Aii-Ko'on-Taks Geist schwebte durch den Raum, unsichtbar und doch fühlbar.

Das geheimnisvolle, nicht wahrnehmbare Wesen glitt aus dem Mini-Tempel, war schwerelos wie Luft und erreichte den großzügigen Korridor, in dem noch das flache Gefährt stand, auf dem Jane Goodwins Statue lag.

Unsichtbare Hände richteten die scheinbar schwerelose Statue auf und hoben sie von dem Gefährt. Jane Goodwins Marmorleib schwebte durch die Lüfte und landete in dem großen Raum, in dem unzählige Marmorstatuen standen, ausschließlich junge schöne Frauen, die Lee Batskill im Lauf von zwanzig Jahren in sein Haus gelockt und deren Lebenskraft die geheimnisvolle Göttin für sich in Anspruch genommen hatte.

Jane Goodwin erhielt ihren Platz in Lee Batskills makabrem Museum.

Eine schweigende, faszinierende und erschreckende Welt! Leblose Statuen, die aus lebenden Körpern geworden waren, füllten den Raum. Allein in diesem großen Saal waren rund dreißig Statuen

untergebracht!

Jane Goodwins Statue stand gerade still, als unten im Hof Motorgeräusch ertönte. Ein Wagen stoppte mit relativ hoher Geschwindigkeit.

Joe, Andy und ein uniformierte Beamter saßen in dem Streifenwagen, und das lauernde Geistwesen schwebte die Treppe nach unten…

*

»Pepe?«

Björn Hellmark schrie laut und deutlich den Namen, und sein Ruf hallte durch die Dämmerung der fremden Insel.

Er rannte los und suchte Büsche und Sträucher ab, die unmittelbare, noch zugängliche Umgebung.

Das begriff er nicht! Ein Mensch konnte sich nicht in Luft auflösen!

Er lief in das Dickicht und ließ Yümaho zurück, der seinen prächtigen Kopf über das Gebüsch streckte, als müsse er unbedingt sehen, was Hellmark tat. Zweige knackten, Äste brachen. Hellmark schlug sich mit dem magischen Schwert einen Weg in das Gestrüpp.

Fieberhafte Gedanken gingen ihm durch den Kopf.

Wie lange war er weg gewesen, um Hasard Kolon zu bestatten? Vielleicht zwanzig Minuten. Wenn Pepe in der Zwischenzeit erwachte, dann würde er bestimmt nicht einfach ziellos durch die Gegend laufen, um ihn zu suchen. Der Junge würde nach ihm rufen… aber er, Kaphoon, würde ihn dann nicht hören! Das rauschende, zischende Wasser in den schroffen Klippen übertönte jedes Geräusch.

Noch eine andere Möglichkeit gab es, und die erschien ihm wahrscheinlicher und logischer.

Pepe konnte sich denken, daß sein Begleiter ihn nicht allein zurücklassen würde. Wenn er wirklich aufgewacht war und feststellte, daß Kaphoon fehlte, würde er warten. Der Junge war ohne sein eigenes Dazutun in eine Gefahr geraten.

Auf dieser Insel wimmelte es von Wahnsinnigen und Geistern und Untoten, wenn man den Worten Hasard Kolons Glauben schenkte.

Sie waren beobachtet und belauscht worden! Die ganze Zeit, während er sich um den Todkranken kümmerte, mußte jemand in der Nähe gewesen sein.

Der Gedanke an diese Möglichkeit versetzte ihn in eine gewisse Angst.

Er stürmte durch das Buschwerk und lief zurück zu dem Platz, wo der Hengst wartete. Björn sprang auf das Pferd.

»Los, Yümaho!« stieß er hervor. Das Pferd warf sich herum und stürmte den Weg entlang, der in die Dschungelwelt führte.

Die Dämmerung war in diesen Minuten Hellmarks schlechtester Vertrauter. Er nahm keine Spuren wahr.

In den ersten fünf Minuten ritt er ziemlich stramm. Yümaho war trotz der kräftezehrenden Minuten auf dem Schiff und des anschließenden unfreiwilligen Bades in dem tosenden Wasser verhältnismäßig gut in Form. Er konnte Kräfte mobilisieren – oder die kurze Zeit der Ruhe hier oben auf dem Plateau genügten ihm schon sich zu regenerieren. Björn entdeckte immer wieder neue erstaunliche Seiten an dem Hengst, den ihm der Zufall in die Hände gespielt hatte und der treu war wie ein Hund.

Dann ritt Björn langsamer, spähte nach Pepe und einem eventuellen Entführer aus und lauschte auf die Geräusche des Urwalds.

Zischen, Rascheln, helle Pfiffe, die von kleinen Tieren herzurühren schienen – rundum herrschte ein verborgenes, unsichtbares Leben.

Hellmark befand sich jetzt ganz oben auf der Kuppe des Felsens, der dreihundert Meter schroff abfiel und von wildem, tosendem Wasser umspült wurde.

Das Blätterdach über ihm war dicht, wie zugeschweißt. Der dunkle Himmel war nicht zu sehen.

Die Bäume, die ihn umgaben, schienen uralt. Sie waren massig und knorrig, und manche hatten einen Umfang, daß bequem ein Auto durch sie hindurchfahren könnte, hätte man sie ausgehöhlt und als Tunnel benutzt.

Auto? echote es in seinem Hirn. Wie kam er auf ein Auto? Was – war ein Auto? Er hatte hier auf der Insel der seltsamen Göttin noch keines gesehen. Für einen Augenblick nur mischten sich Erinnerungen mit Erfahrungen und Erkenntnissen, die er in der neuen Welt gewonnen hatte.

Dann tauchten sie wieder unter in das Vergessen.

Pepe? Wo war Pepe?

Er stutzte. Da, nur zwei Schritte von ihm entfernt, lag etwas Dunkles, Längliches auf dem Boden.

Ein Mensch?

Er lag genau am Fuß eines mächtigen Baumes, der kopfgroße, gezackte Blätter hatte und von dem ein würziger Duft ausströmte.

Björn sprang von Yümaho und war sofort neben der Gestalt.

Es war ein Mann mit breitem Gesicht, dunklen, dicken Augenbrauen und etwas aufgeworfenen Lippen. Ein energisches Kinn und hochstehende Backenknochen verliehen dem Antlitz etwas Exotisches.

Der Mann atmete tief und fest. Björn rüttelte an den Schultern des Schläfers und rief laut und klar: »Hallo, werden Sie wach!«

Der Mann rührte sich nicht.

Da erinnerte Hellmark sich an Hasard Kolons Worte.

Dieser Mann war nicht mehr zu wecken. Sein tiefer Schlaf war gleichbedeutend mit dem Tod! Auch er war einer der Mutigen, die den Tempel Aii-Ko'on-Taks betreten und den Kampf mit ihr verloren hatten. Dieser Fremde war, wenn er sich recht erinnerte, vom dritten Arm der Göttin getroffen worden.

Benommen richtete Björn sich auf.

Zu Fuß lief er weiter in den Dschungel. Das Dickicht wich zurück. Hinter mannshohen Farnen und Gestrüpp zeigten sich vereinzelt kleine Lichtungen, blubbernde, brackige Seen und saubere Teiche.

Mücken und anderes Ungeziefer summte dort in Schwärmen.

Yümaho trottete hinter seinem Herrn her.

Nach einer Weile blieb Hellmark abermals stehen.

Ein abgebrochener Zweig! Ganz deutlich war die frische Bruchstelle auszumachen. Fußspuren im weichen Untergrund!

Hier war jemand vor nicht allzulanger Zeit gelaufen.

Björn brach durch die Büsche, zischelte Yümaho zu, stehenzubleiben, und das Pferd gehorchte.

Und noch während er sich durch die Büsche schlug, vernahm er die Geräusche.

Laute von einem Saiteninstrument erklangen. Disharmonische Laute. Dazu sang jemand mit grollender Stimme einen Text, der überhaupt keinen Sinn ergab.

»Der Wind wird nicht kommen… aber ich sehe dich… ich habe dich gefunden… und du tanzt für mich… tanzen solltest du, hörst du? Tanzen!«

Das Gezupfe konnte man schwerlich als Melodie bezeichnen.

Eine Peitsche knallte.

»Wie?« fragte eine dröhnende Stimme. »Du willst nicht tanzen?« ertönte es im Sprechgesang. »Nun… Ich will es dir wohl zeigen.«

Wieder das Krachen der Peitsche. Jemand schrie auf.

Pepe!

Noch zwei, drei Schritte weiter vor. Hellmark achtete nicht darauf, wohin er trat und daß die Zweige ihm die Haut ritzten und ins Gesicht schlugen. Der Junge war offenbar in Gefahr, er war einem…

… Irren in die Hände gefallen!

Die Szene, die sich den Augen des Deutschen bot, erinnerte ihn an einen Traum und schien mit der Wirklichkeit nichts mehr zu tun haben.

Pepe war an einen kahlen Baumstamm gefesselt. An einer langen Leine hatte er gerade soviel Bewegungsfreiheit, daß er sich im Umkreis von drei Metern vom Stamm lösen konnte.

Dicht vor ihm stand ein bärtiger Mann mit zerzaustem Haar und wild leuchtenden Augen. In der Rechten hielt der Fremde, der nur mit

einem schmutzigen, sackartigen Gewand bekleidet war, eine Peitsche. An einem langen Stock befand sich ein fingerdickes Seil, das offenbar aus strapazierfähigen Pflanzenfasern gedreht war.

Mit dieser Peitsche schlug der Wahnsinnige immer wieder nach Pepes Beinen, so daß der Junge gezwungen war, sie plötzlich hochzureißen, um den Schlägen auszuweichen.

»Tanzen sollst du, Bürschchen – ja, so ist es fein… Schwing das linke – dann das rechte – ganz wie es Vonx, der Krieger, möchte! Na, ist das ein Lied?«

Der Sänger mit dem primitiven Instrument, das aus dem ausgehöhlten Stamm eines kleinen Baumes und einer Tiersehne gefertigt war, strahlte über das ganze Gesicht. Er ließ sich ständig neue Worte einfallen, die sonderbar klangen und keinen Sinn ergaben.

»Verdammt noch mal!« brüllte Pepe da. »Was soll der Quatsch! Warum läßt du mich nicht in Frieden?«

Er hüpfte mit beiden Beinen gleichzeitig hoch, und man sah ihm an, wie wütend er war.

Der Verrückte gab einen zufriedenen Grunzlaut von sich, als er Pepes temperamentvollen Ausbruch registrierte.

»Wunderbar! Wunderbar!« rief der Irre, klemmte die Peitsche unter den Arm, nahm schnell die primitive Laute zur Hand, zupfte daran und klopfte dann mit der anderen Hand gegen das Instrument, daß dumpfe Begleittöne wie aus einer Trommel hervorkamen.

Der Irre war entzückt. »Wie du die Beinchen wirfst… das macht Spaß… ja, tanz mir, und ich sing dir ein Lied dazu…«

Pepe verstand das alles nicht. Die Sprache war ihm fremd. Um so besser verstand Björn.

Er stand stocksteif, als sein Gegenüber die Peitsche wegnahm.

»Ooh!« brüllte der andere da. »Was fällt dir ein, dich so zu benehmen? Bürschchen – du sollst dich schämen!«

Er riß die Peitsche wieder unter dem Arm vor, und Pepe ahnte, was kam. Da riß ihm der Geduldsfaden.

Noch ehe Björn Hellmark auf der Szene erschien, entwickelten sich die Dinge nach einer anderen Gesetzmäßigkeit, die Björn nicht mehr bremsen konnte.

Der Vierzehnjährige befand sich in einer solchen Erregung, daß er sich gar nicht mehr besonders auf den dicken Ast, konzentrieren mußte, der von einem Baum herrührte, unter dem der Verrückte mit Peitsche und Laute umhersprang.

Pepes parapsychische Fähigkeiten entluden sich mit einer Heftigkeit sondergleichen. Der armdicke Ast barst, als ob eine unsichtbare Hand mit einer Riesenaxt zu einem Streich ausgeholt habe.

Der Ast brach ab wie vom Blitz getroffen und knallte dem

tanzenden Sänger auf den Hinterkopf.

Der gab einen gurgelnden Laut von sich. Seine Augen blickten erstaunt, dann fiel er in die Knie.

»Du gehst nicht sonderlich freundlich mit den Leuten um, Pepe«, bemerkte Hellmark da, Astwerk beiseite drückend, um die Lichtung zu erreichen. Mit dem Schwert hieb er Pepes Leine durch. Der Junge schüttelte die Pflanzenfasern zu Boden.

»Er war auch nicht freundlich zu mir. Dauernd hat er mit der Peitsche nach mir geschlagen. Ich weiß überhaupt nicht, was er von mir wollte.«

Er war noch immer so wütend und nach der Entführung so aufgeregt, daß er seine Unruhe nicht dämpfen konnte und damit auch die Kräfte nicht unter Kontrolle brachte, die er abstrahlte.

In solchen Momenten platzten dann meist Glühbirnen, verbogen sich Messer und Gabeln, versagten Zündkerzen ihren Dienst und gaben Motoren ihren Geist auf.

Aber Pepes parapsychische Kräfte waren nicht nur auf elektrische und mechanische Geräte und Instrumente beschränkt. Genausogut konnte er mit geistiger Kraft Türen öffnen, Fenster zerspringen und Mauern einstürzen lassen und auch Äste und Zweige zum Brechen bringen, ohne Hand anzulegen.

In dem Geäst splitterte es bedrohlich, und Hellmark sprang geistesgegenwärtig zur Seite, um nicht wie der verrückte Lautenspieler und Sänger das Opfer eines durch die Luft wirbelnden verirrten Astes zu werden.

Kleinholz regnete es vom Himmel herab und verteilte sich fein säuberlich um den auf dem Boden Liegenden. Ein großes Blatt segelte noch herab und legte sich mitten auf sein Gesicht.

»Was er von dir wollte?« wiederholte Hellmark die letzten Worte des Vierzehnjährigen, ging neben dem Bewußtlösen in die Hocke und nahm das Blatt von seinem Gesicht. Auf dem Hinterkopf des Verrückten bildete sich eine ansehnliche Beule. »Er machte Musik, und du solltest dazu tanzen.«

»Tanzen? Ich sollte tanzen? O weia!« Pepe kratzte sich im Nacken. »Ich bin doch kein Tanzbär und kein Go-Go-Girl!«

»Nein, weder dem einen noch dem anderen ähnelst du, und ich bin überzeugt davon, daß er ein Go-Go-Girl vorgezogen hätte, wäre ihm eins über den Weg gelaufen. Wir müssen froh sein, daß es so glimpflich abging«, fügte Björn abschließend hinzu.

»Froh sein?«

Er nickte. »Das Ganze hätte schlimmer werden können, wärst du einem anderen in die Hände gefallen. Bei ihm war es noch nicht so schlimm. Er war trotz allem noch freundlich. Was aber wäre passiert, wenn dir einer aufgelauert hätte, dem es nur darauf ankam dich zu

quälen, zu verletzen oder gar zu töten.«

Pepe wurde bleich. »Gibt es noch mehr… von dieser Sorte auf der Insel?«

»Das ist zu befürchten, ja.«

Pepes Blick streifte das Gesicht des verrückten Spielers, der in diesem Augenblick zu sich kam. »Aber woher weißt du das?«

Björn erzählte von seiner Begegnung mit Hasard Kolon und den wichtigen Neuigkeiten, die er durch ihn erfahren hatte.

Durch Pepe erfuhr er, daß er plötzlich wach geworden sei und daß ein Fremder sich über ihn beugte. »Ich bin nicht mal mehr dazu gekommen zu schreien. Er legte seine Hand auf meinen Mund und schlug einmal hart zu, daß ich glaubte, ein Pferd hätte mich getreten. Ich muß wohl für kurze bewußtlos gewesen sein. Als ich zu mir kam, hockte ich da drüben vor dem Baum. Und trug eine Leine um den Hals wie ein Hund. Und dann fing er an, auf seinem komischen Instrument herumzuklimpern und schlug schließlich mit der Peitsche nach mir. Den Rest weißt du ja.«

Der durch den armdicken Ast K.O.-Geschlagene jammerte und wimmerte leise vor sich hin, tastete nach seinem Kopf und gab unartikulierte Laute von sich.

Mit einem einzigen Blick nahm Björn Hellmark die Umgebung in sich auf, um sich zu vergewissern, ob dieser Mann allein hier lebte oder ob noch andere Geschöpfe, vor denen sie sich in acht nehmen mußten, hier verbargen.

Am Rand der Lichtung befand sich eine primitive Hütte aus Ästen und Blattwerk, in dem sich das Lager des Mannes befand, der im Tempel der Göttin Aii-Ko'on-Tak den Verstand verloren hatte, weil er mit ihrem zweiten Schwert in Berührung gekommen war. Vor dem Eingang der Hütte war ein tiefes Loch gegraben, in dem trockenes Holz fein säuberlich aufeinander geschichtet lag. Offenbar handelte es sich hier um die Feuerstelle des Lautenspielers. Neben der Hütte waren dünne, abgeschälte Pfähle in den Boden gerammt, an denen Blutspuren zu erkennen waren. Tierblut, wie Björn es richtig vermutete, denn an einem Pfahl hing ein abgehäutetes Tier, das Ähnlichkeit mit einem Hasen hatte. Der verrückte Lautenspieler mußte darüber hinaus ein guter Jäger sein. An der Seite der Hütte entdeckte Hellmark zwei Bogen und handgeschnitzte Pfeile sowie ein Schwert, das in einen Holzpflock gerammt war.

Der Verrückte richtete sich auf und Björn stützte ihn.

»Zu zweit? Ihr seid zu zweit?« Die Augen des Mannes leuchteten. Er verzog das Gesicht und tastete seinen Hinterkopf ab. Aber der Schmerz, den er empfand, wurde offenbar übertrumpft durch seine Freude, die in seinen Augen leuchtete. »Tanzen! Wir werden gemeinsam tanzen! Und ich werde euch Lieder vorspielen und dazu

singen, wie ich es immer getan habe. Von Liebe und Leid, von den schlimmen Stunden auf Xantilon, von Freude und Hoffnung, von dem Wind, der unser Schiff an die Klippen schmetterte… kommt, laßt uns tanzen!«

Er war noch gar nicht richtig bei sich, aber er wollte schon aufspringen. Der stechende Schmerz in seinem Hinterkopf zwang ihn dazu, das Ganze doch langsamer anzugehen.

»Wir werden für dich tanzen, wenn du Freude daran hast«, sagte Hellmark schnell. »Aber sag uns erst: wer bist du?«

»Ich bin Vonx – der Krieger und Liedersänger.«

Er war ein stattlicher Mann, wie er da stand und seine Brust reckte. Er war nur einen Kopf kleiner als Hellmark.

Vonx warf einen Blick nach oben, wo der Ast hergekommen war, und ging zur Vorsicht drei Schritte nach rechts, als befürchte er, dort oben würden sich weitere Zweige ablösen.

Es gelang Björn, den verrückten Liedersänger in ein Gespräch zu ziehen, aus dem er einiges zu ihrem Vorteil entnehmen zu können hoffte. Hin und wieder floß einiges in die zusammenhanglosen Sätze ein, das diese Hoffnung nährte und rechtfertigte.

Vonx war weit in der Xantilon-Welt herumgekommen. Er wußte von Städten und Orten und seltsamen Plätzen zu erzählen, von denen Hellmark nie gehört hätte. Auch an sein Eindringen in den Tempel der Aii-Ko'on-Tak erinnerte er sich. Aber was da zustande kam, war nicht viel wert. Sein zerfahrener, verworren klingender Bericht wurde mehrmals unterbrochen durch seinen Vorschlag, endlich zu singen und zu tanzen. Er schlug mehrere Male die Laute an, trommelte darauf herum und gab irgendwelche Blödeltexte von sich, die keinen Sinn ergaben.

So sang er mal von dem Mann mit der Bronzehaut und dem Willen wie Stahl. »Aber seine Pestfratze ist furchtbar… sogar die Dämonen fürchten sich vor ihm… und der Wind pfeift über die kahlen Hügel des Landes Milachoot, in dem die Menschen noch friedlich leben… doch das währt nicht mehr lange… Feuerzungen vom Himmel… Geisterfinger aus der Tiefe des unendlichen Ozeans… wo Wasser und Feuer sich verbindet… da bin ich zu Hause…« Er sprang auf, hupfte herum und brüllte: »Tanz! So tanzt doch, Kinder!«

Er war ein harmloser Irrer.

Achselzuckend erhob sich Björn, um Vonx' Bitte zu erfüllen, als Pepe ihn am Ärmel festhielt.

»Björn!« murmelte der Junge erschrocken, und Hellmark hatte sich längst daran gewöhnt, vor diesem kleinen Burschen mit dem Wuschelkopf niemals Kaphoon genannt zu werden.

»Was ist denn jetzt wieder los, Quälgeist?« .

»Ist dir denn nichts aufgefallen?«

»Aufgefallen? Was sollte mir aufgefallen sein?«

»Er hat von einem Mann erzählt.«

»Unter anderem… er hat auch von Schiffen und Magiern gesprochen, von Dämonen und wunderschönen Frauen, von Fabelwesen und Seeungeheuern…«

»Der Mann, von dem er sprach, Björn – hatte eine bronzefarbene Haut!« Pepe ließ sich durch Hellmarks Worte nicht irritieren.

»Ja, so etwas gibt es!«

Der Junge schluckte.

»Kommt!« rief Vonx! »Laßt mich nicht warten, ihr habt mir versprochen zu tanzen. Wenn ihr nicht freiwillig kommt, hole ich euch, dann binde ich euch beide an das Seil… das müßt ihr… folgt dem Klang der Laute… die ich für euch nur baute… der Wind… der Wind…«

Pepe verstand davon nur wenig. Die Sprache der Leute von Xantilon aber war nicht kompliziert, und er hatte während seines Anschlusses an Flüchtlingstrecks das eine und andere gelernt.

Er war verzweifelt. Wenn Björn sich doch nur endlich erinnern würde.

»Ein Mann mit einer – Haut wie Bronze!«

»Ja, Pepe! Richtig! So etwas gibt es tatsächlich.«

»Er hat doch noch mehr gesagt, Björn… es war die Rede von… einer Maske…«

»Von einer Fratze – das ist egal. Nur einer trägt eine Maske, vor dem man sich fürchten muß, vor der auch die Dämonen fliehen, Björn. Einer, der zu uns gehört – und dem du diese Maske selbst gegeben hast. Dieser Mann mit der Fratze und der Bronzehaut ist niemand anders als – Rani Mahay! Der komische Liedermacher hat Rani Mahay getroffen.«

*

»Rani Mahay? Tut mir leid, Pepe… Ich habe den Namen nie gehört.«

»Oh, Björn!«

Der Junge schlug sich an den Kopf. Vonx maulte im Hintergrund herum und beschwerte sich. Hellmark machte ein paar komische Schritte und der singende Krieger schlug sich vor Freude auf die Schenkel, daß es lautstark knallte. Er war wie ein kleines Kind.

Sie tanzten im Kreis herum und fielen in Vonx' merkwürdigen Sing-Sang mit ein. Das ging eine ganze Zeitlang.

»Meine Freunde! Ihr seid meine Freunde! Wir wollen immer zusammenbleiben, versprecht mir das Vonx wird euch belohnen. Immer sind sie vor mir davongelaufen, nur ihr nicht… ihr versteht

mich.« Er freute sich und lachte.

»Was für eine herrliche Musik!«

Davon schien nur er überzeugt. Es hörte sich schauderhaft an, aber weder Pepe noch Björn sagten etwas darauf.

Hellmark ließ Vonx wissen, daß es unmöglich sei, hier bei ihm zu bleiben. Sie wollten weiter, den Tempel suchen.

Im ersten Moment war Vonx traurig, doch dann hellte seine Miene sich auf.

»Ihr lauft mir nicht davon, nicht wahr?«

»Nein, wir laufen dir nicht davon, wir kommen wieder zurück zu dir. Dann werden wir singen und tanzen und fröhlich sein.«

»Das dauert aber sicher sehr lange, bis ihr wiederkommt?«

»Wir werden uns beeilen.« Mit diesen Worten stieß Hellmark einen kurzen, scharfen Pfiff aus. Im Buschwerk regte es sich. Yümaho tauchte auf der Bildfläche auf.

»Oooh«, machte Vonx. »Ein Pferd. Ist es musikalisch? Kann er tanzen?«

»Leider nein«, lachte Hellmark.

Er klopfte den Hals des Hengstes.

»Aber man kann es ihm beibringen… ich spiel die Laute… das Pferd tanzt.«

»Damit wird es nicht einverstanden sein.« Sie näherten sich dem schmalen Pfad, der durch den Dschungel führte. Die Dunkelheit hatte in der Zwischenzeit zugenommen.

Vonx blickte ihnen nach. »Seid auf der Hut!« rief er. »Ihr wart sehr nett, schade, daß ihr schon gehen müßt… jetzt bin ich traurig, das nächste Mal binde ich euch doch wieder fest.«

Björn und Pepe verschwanden hinter dem dichten Buschwerk. Schon nach wenigen Schritten war das Gebüsch nicht mehr so dicht und standen auch die riesigen, uralten Bäume weniger eng.

Steppenartiges Gelände breitete sich vor ihnen aus, und hin und wieder stand ein krummgewachsener Baum mit dünnem Stamm und einem ausladenden schirmartigen Wipfel. Bei genauerem Hinsehen war zu erkennen, daß es rund um den Stamm herum lebte. Handgroße Tiere, die eine gewisse Ähnlichkeit mit Fledermäusen hatten, hingen dort wie die Kletten aneinander.

Die Steppe verengte sich in der Ferne und mündete in ein bizarres Gebirgstal. Am Rande der Steppe stießen Björn und Pepe abermals auf einen Menschen. Fingerdick lag der Staub auf dem Schläfer, und Hände, Beine, Kopf und Gesicht waren von einer moosartigen Schicht überwachsen, ein Zeichen dafür, daß der Mann schon eine lange Zeit hier lag und nicht mehr aufgewacht war.

Auf dem kurzen Weg von der klippenreichen, orkanumstürmten Küste bis hierher stießen sie nun schon auf das dritte Zeichen der

Macht der rätselhaften Göttin Aii-Ko'on-Tak, und Björn sagte sich, daß diejenigen, die den Tempel in dem legendären Bergland im Zentrum der Insel aufsuchten, doch ebenfalls – genau wie sie jetzt – auf die Opfer gestoßen sein mußten. Schreckte sie das nicht ab, den Weg zum Tempel und die Begegnung mit der mysteriösen Göttin zu suchen?

Er konnte sich die Antwort ganz leicht von selbst geben.

Nein! Auf geheimnisvolle Weise fühlte auch er sich angezogen vom Tempel der Göttin. Was man sich über ihn und die Herrin darin erzählte, klang so ungeheuerlich, daß Menschen aus allen Teilen Xantilons schon vor den chaotischen Zuständen dort aufbrachen und hierherkamen, um ihr Glück zu machen. Doch die Göttin mit den zwei Sinnen hatte bisher nur einen gezeigt: den der Vernichtung, den des Todes und des Grauens.

»Halt! Halt! So wartet doch, Tänzer!« gellte die Stimme hinter ihnen. Hellmark und Pepe wandten fast gleichzeitig die Köpfe.

»Ich habe es mir überlegt.« Vonx schnaufte wie ein Walroß. Über eine Schulter hatte er einen grob gewebten Beutel geworfen, der prall gefüllt war. Am Beutel hing das frisch enthäutete Tier, das Björn vorhin neben der primitiven Blätterhütte des Verrückten bemerkte. Vonx rannte, so schnell ihn seine mit Lappen umwickelten Füße trugen. Er fuchtelte mit der Hand in der Luft herum, in der er die Laute trug. »Ich komme mit euch. Das Pferd, Freunde… das Pferd hat es mir angetan. Man kann ihm das Tanzen beibringen. Ich werde es euch beweisen.«

Atemlos rannte er auf sie zu. Björn und Pepe sahen sich an.

Vonx legte den Kopf leicht schräg und blickte sie treu an. Das Gesicht, das er in diesem Moment machte, ließ seine ganze Hilflosigkeit erkennen. Er war ein bemitleidenswerter Bursche, der nicht wußte, was er tat und was er sagte. Sicher gab es hier auf dieser merkwürdigen Insel, die ein Tummelplatz des Grauens war, andere Verrückte, denen man lieber aus dem Weg ging. Vonx hatte nur seinen Tanz- und Sing-Tick, und wenn man davon absah, daß er ahnungslosen Menschen auflauerte, um mit ihnen sein Spiel zu treiben, dann war alles eigentlich weniger schlimm. Die Tatsache, daß Björn Hellmark ihm freundlich entgegengekommen war, hatte Vonx in eine Stimmung versetzt, die ihn glücklich machte.

Hier gab es jemand, der ihn nicht wegstieß, der sich im Gegenteil um ihn kümmerte. Er freute sich in Hellmarks Nähe zu sein.

»Nehmt Vonx mit«, strahlte er. »Ich weiß noch viele Lieder.«

»Die kannst du uns gern vorspielen, Vonx«, schaltete sich Pepe schnell ein, der diesen Satz verstanden hatte. »Aber laß uns nicht tanzen. Ich möchte nicht ständig wie ein Floh auf und ab springen.«

*

»Scheint heute der Tag der offenen Tür zu sein«, knurrte Andy Facem, der sich zuerst aus dem Streifenwagen zwängte. Wobei der Ausdruck »zwängte« nicht übertrieben war. Facem wog zwei Zentner und schleppte einen Bauch vor sich her, der bei jedem Schritt, den er ging, auf und ab wippte und unwillkürlich an einen Ballon denken ließ, den Andy unter seinem Hemd versteckte.

Trotz seiner Körperfülle bewegte der Mann vom Yard sich mit einer Wendigkeit, die manch einen mit viel weniger Pfunden vor Neid erblassen ließ.

»Da können wir bequem durch das offenstehende Tor bis zum Anwesen. Dort steht auch die Haustür sperrangelweit offen.« Er ließ den Blick über die Fassade des Landhauses schweifen. »Armer alter Adel… die Fassade steht noch, aber drin ist nicht mehr viel los. Da können sich die finanzschwachen Kerlchen keine Dienerschaft mehr erlauben, auf die Bequemlichkeit aber wollen sie auch nicht verzichten, also lassen sie Türen und Fenster offenstehen. Wer kommt, der kommt. Also rein in die gute Stube, Joe!«

Joe war der Mann, der gestern abend als Taxifahrer fungierte um Clea Malcolm an Ort und Stelle zu bringen.

Der uniformierte Polizist blieb hinter dem Steuer sitzen und beobachtete Joe, der dem davonstürmenden Andy nacheilte und Mühe hatte, den dicken Yard-Mann einzuholen.

Facem marschierte schnurstracks zur Eingangstür. Hier blieb er abrupt stehen. Eingedenk der Warnung, die Chiefinspektor Warren aussprach, nestelte er seine Waffe hervor und entsicherte sie.

»Alles so still«, knurrte er.

Joe Malock postierte sich neben ihm. Er klopfte dreimal hart gegen die offene Tür. Dumpf hallte das Klopfgeräusch durch die Wohnhalle.

Nichts…

»Scheint niemand zu Hause zu sein«, bemerkte Facem. »Vielleicht sind die Herrschaften auf der Jagd, wie?« Er sah sich mit seinen großen Augen aufmerksam um.

»Hallo, ist da niemand?« brüllte er schließlich, und Joe hatte die Befürchtung, daß beim Dröhnen dieser Stimme die Fensterscheiben zersprangen. »Dürfen wir reinkommen?«

»… reinkommen…« hallte seine Stimme nach.

Facem gab sich einen Ruck. »Na also«, meinte er. »Die Einladung ist doch ganz deutlich.«

Sie blickten sich um. Hier in diesem Haus lauerte eine Gefahr, die auf den ersten Blick nicht zu erkennen war und die auch Clea Malcolm unterschätzte.

Völlige Stille.

Unten erblickten sie die ersten Statuen. Junge, gutgebaute Frauen,

die aus makellosem Marmor gehauen waren.

»Davon scheint er eine Menge zu verstehen«, ließ Joe Malock sich vernehmen. Er legte seinen Arm um die Hüften einer Schönen. »Hast du keinen Fotoapparat dabei, Andy?« feixte er. »Mit dem Mädchen hier möchte ich mich gern auf Papier verewigen lassen.«

Andy Facem machte den Spaß mit. Er ging zwei Schritte zurück, lehnte sich gegen eine andere Statue, die ein junges, zartgliedriges Mädchen darstellte, hielt die Hände an die Augen und tat so, als ob er fotografieren wolle.

»Die Aufnahme ist im Kasten, Joe, alles klar. Aber jetzt müssen wir daran denken, ernsthaft an die Arbeit zu gehen. Brr«, er schüttelte sich plötzlich. »Verdammt kalt, findest du nicht auch? Kunstgegenstände in Hülle und Fülle, aber am Heizöl fehlt es wieder. Hier ist es so kalt, daß selbst das Wasser in den Heizungen friert.«

Das waren seine letzten Worte.

Das Fremde, Unsichtbare kreiste ihn ein. Weltraumkälte sickerte durch die Poren in seinen Körper. Er fühlte das Grauen, aber er konnte ihm nicht mehr entkommen. Seine Haut wurde weiß wie Schnee – und glatt und hart wie Marmor. Seine Kleidung platzte auf und rutschte zu Boden.

Andy Facem merkte von alledem nichts mehr. Auch Joe Malock nahm nichts mehr wahr.

Er wurde zu Stein wie der witzige Andy Facem, der als Marmorstatue noch seinen verschmitzten Gesichtsausdruck beibehielt.

Das unsichtbare Wesen der aus Raum und Zeit gekommenen Göttin Aii-Ko'on-Tak hatte sie verwandelt.

*

Der Uniformierte riß die Augen auf, als er zufällig den Blick wandte und genau die Szene mit Andy Facem in seinem Blickfeld lag.

Was ging dort vor? Weshalb platzten die Kleider des Scotland-Yard-Beamten auf, wieso lag er nackt in den Armen der Statue? Seine Haut – verlor von einer Sekunde zur anderen ihr rosiges Aussehen.

Ein dumpfes Stöhnen kam über die Lippen des Polizisten.

In diesem Haus herrschten Geister! Nichts wie weg hier!

Er drehte den Zündschlüssel herum. Da passierte es auch schon.

Die Tür flog auf. Eisige Luft schlug Sergeant Brown entgegen.

Der Mann schrie. Er warf sich nach vorn, um zu fliehen. Er merkte: da ist etwas. Augen sehen mich an, aber ich selbst – kann es nicht wahrnehmen. Ein unsichtbarer Geist!

Der eisige Hauch hüllte ihn ein, und Brown erstarrte mitten in der Bewegung, so daß es aussah, als würde er aus dem Wagen stürzen.

Ungläubiges Erstaunen stand in seinen Augen zu lesen, die weiß

und marmorn wurden wie bei all den anderen Gestalten, die mit Aii-Ko'on-Tak Berührung gehabt hatten.

Die eisige Luft erfüllte das Wageninnere, und eine hauchdünne Frostschicht setzte sich auf die Armaturen und beschlug die Scheiben.

Aus dem aktivierten Lautsprecher erklang ein Signal, dann folgte eine Stimme: »Hallo, Joe? Hallo Andy? Habt ihr schon etwas festgestellt? Ich warte immer noch auf euren Bericht.«

Pause. Dann: »Sergeant Brown, bitte melden – hallo, Sergeant Brown!«

Niemand gab mehr Antwort.

»Verdammt!« fluchte Chiefinspektor Don Warren herzhaft ins Mikrophon. »Da ist etwas faul… Sergeant Brown, hallo, Sergeant Brown…!« Plötzlich gab es einen Knacks. Unsichtbare Finger schalteten das Gerät ab. Das Signallicht erlosch.

*

Durch das graue Sagenreich der Vergangenheit bewegte sich ein eigenartiger Zug.

Ein breitschultriger, schmalhüftiger Mann mit einem kostbaren Schwert im Gürtel führte an einem primitiven, selbstgeflochtenen Zügel einen prachtvollen Hengst hinter sich her, auf dem ein vierzehnjähriger Junge saß.

Nur zwei Schritte hinter Yümaho lief Vonx. Hin und wieder sang er ein Lied, und manchmal wurde Hellmark stutzig, weil der Dinge nannte, die logisch klangen. Offenbar hatte er einige Erlebnisse im Kopf, an die er sich immer wieder erinnerte und die sich in seine verrückten Lieder einschlichen.

Pepe nutzte den Ritt durch das steppenartige Tal, um Vonx viele Fragen zu stellen. Er fand bald heraus, daß er am weitesten kam, wenn er seine Fragen sang. Das meiste konnte er nicht ausdrücken, und so schaltete er Björn ein mit der Bitte um Übersetzung. Am meisten interessierte ihn das fremde Land Milachoot. Björn sang ebenfalls mit, und Vonx geriet vor Begeisterung aus dem Häuschen.

Sie erreichten das Ende der Ebene. Dann begann wieder der Aufstieg in ein schroffes Bergland. Auf dem Weg zu der legendären Tempelstätte stießen sie auf eine junge Frau, die vom sechsten Arm der Göttin getroffen worden war. Sie hielt noch das blutbesudelte Schwert in der Hand, mit dem sie sich selbst Verletzungen beigebracht hatte. Zuletzt schließlich war sie solange mit dem Kopf gegen einen Felsblock gerannt, bis sie tot umgefallen war. Selbstzerstörung!

Gemeinsam begruben sie die Tote, um sie vor umherstreifenden wilden Tieren zu bewahren.

Sie kamen im Bergland schneller voran, als Björn ursprünglich

vermutet hatte, und er fand die Hinweise Hasard Kolons bestätigt, der behauptet hatte, es sei nicht schwierig, den Tempel zu finden.

In steilen Kurven ging es aufwärts. Die Wege wurden immer enger und zogen sich schneckenförmig den Berg hinauf, als würden sie einen riesigen Krater aufwärts schreiten. Und dann, sahen sie den Tempel, der auf einer gigantischen, stufenförmigen Pyramide stand. Die Stufen und der Tempel waren aus einem Stück aus dem Berg herausgearbeitet. Die Architekten und Baumeister, die das hier schufen, mußten wahre Künstler gewesen sein!

Sie standen atemlos vor der Größe des heiligen Bezirks, und liefe Ruhe und ein seltsames Licht, das man nicht als Dämmerung bezeichnen konnte, hüllte sie ein. Die Berge ringsum glühten gespenstisch, als wären sie von innen heraus beleuchtet. Der Himmel, war opalfarben, nicht von dem schwermütigen Grau, das sie seit ihrer Ankunft auf diesem Eiland begleitete.

Büsche von auffallendem Grün, Blüten und Blumen von fremdartiger Gestalt wuchsen mitten auf dem nackten Fels. Unweit von ihnen ergoß sich ein sprudelnder Bergbach aber er sprang lautlos über den glatt geschliffenen Fels hinweg. Kein Geräusch störte die unendliche Stille, daß sie glaubten, vor dem Tor zum Universum zu stehen.

Sogar Vonx verhielt sich still. Die Nähe des opalglühenden Berges, die paradiesische Ruhe, die Schönheit des Tempels und der farbenprächtigen Blüten – das alles war von einer Harmonie, daß man nur stehen und staunen konnte, und jetzt verstand Björn, warum es die Menschen aus Xantilon immer wieder hierher an diesen geheimnisvollen Ort gezogen hatte und daß sie nie Furcht empfanden, hierherzukommen.

Hier erwartete einen etwas Großartiges. Man konnte es nicht begründen, nicht beschreiben, man wußte es einfach.

Dieser Ort barg ein Geheimnis. Ein Gott hatte ihn mit seiner Anwesenheit beglückt.

Die Luft war mild, nicht so heiß, so feucht und tropisch wie im Dschungel und in der Steppe. Die ganze Atmosphäre war angefüllt mit etwas Unwirklichem, etwas Erhebendem, und sie fühlten sich alle von dem riesenhaften Tor angezogen, das in den titanenhaften Tempel führte.

Sogar Vonx fühlte diesen Zwang, und er konnte sich ihm ebensowenig entziehen wie die anderen.

Er ließ den Blick in die Runde schweifen, und Björn registrierte nicht nur Erstaunen in den Augen des Mannes, der die Begegnung mit Aii-Ko'on-Tak mit Wahnsinn bezahlt hatte – er registrierte auch ein gewisses Wiedererkennen. Vonx schien zu merken, daß er das hier alles schon mal vorher gesehen hatte.

Sie stiegen die Stufen hinauf, und Yümaho blieb zurück. Die Blüten und Büsche verströmten einen Duft, daß sie meinten, einen paradiesischen Garten zu durchstreifen.

Es waren genau dreihundert Stufen bis zum hochgelegenen Plateau. Sphärenmusik hüllte sie ein, als kämen die Töne aus dem opalfarbenen Himmel über ihnen. Der Duft war so kostbar, die Farben waren so schillernd, daß irdische Worte das nicht beschreiben könnten.

Doch alles war nur ein Trugbild, eine Vision, wie auch die Bilder von der Insel selbst nicht echt gewesen waren. Gezwungenermaßen drängten sich ihm diese Gedanken auf, denn was er bisher an Wirklichkeit erlebt hatte, paßte nicht nicht zu der Kulisse, die er jetzt wahrnahm.

Eine Göttin lockte. Von Aii-Ko'on-Tak erwarteten die Menschen in ihrer Bedrängnis Hilfe und Ratschlag. Aber man wußte auch gleichzeitig von ihr, daß sie zum Kampf forderte, daß sie ihr Geheimnis nicht verschenkte, daß man es erobern mußte.

Der Kampf mit der Göttin brachte Grauen. Und das wollte ihm nicht in den Sinn.

Er ließ den Blick über das scheinbar endlose Land schweifen. Er blickte über Täler und Höhen und hatte das Gefühl, direkt vom Himmel herabzusehen. Die fernen Wälder und Steppen schmiegten sich an den Horizont und verschmolzen mit ihm. Was verbargen die düsteren, verhangenen Täler und Ebenen, was die Wälder, die er von hier aus sah?

Lag da hinten irgendwo das Reich der Geister und Untoten, mit dem er bisher noch keinen Kontakt hatte? Wieviel der unseligen Lebewesen, die aus einem unerfindlichen Grund hier existierten, hatte die Göttin schon durch den Streich ihrer vierten Kampfhand gerufen? Warum mußten Grauen und Schrecken herrschen, warum mußten diejenigen, die hier Zuflucht suchten, sich vor den unheimlichen Wesen verbergen, welche die Nacht ausspie und die neue Opfer suchten?

Er war froh, noch vor Einbruch der Dunkelheit in dieses Gebirge gekommen zu sein und keinen Zusammenstoß mit Geistern und Untoten gehabt zu haben. Jeder Kampf kostete Kraft. Diese Kraft hatte er aufgespart – für die Begegnung mit Aii-Ko'on-Tak.

Was würde ihn im Innern des Tempels erwarten?

»Bleibt hier«, sagte er unvermittelt, sah Pepe und dann Vonx fest an. »Ich seh' mich drin mal um.« Mechanisch griff er schon, während er das sagte, zum Schwert, dabei an all das denkend, was er vernommen und selbst erlebt hatte.

Pepe hielt seine Hand fest. »Bleib hier! Laß uns weitergehen.« Seine Stimme klang besorgt. Auch er mußte an das denken, was Björn

ihm erzählt und was er mit eigenen Augen gesehen hatte.

Ihre Blicke begegneten sich. Es bedurfte nicht vieler Worte. Pepe wußte, daß ein Mann manchmal etwas tun mußte, wovon ihn niemand abhalten konnte. Björn Hellmark allein konnte nur die Entscheidung treffen, die er für richtig hielt.

»Ich weiß nicht, was mich da drin erwartet – und ich weiß nicht, ob es richtig ist, überhaupt hineinzugehen. Wenn jedoch nur ein Zipfel Wahrheit an dem ist, was Hasard Kolon mir berichtet hat, Pepe, dann wäre es ein großer Fehler, die Schwelle zu diesem Tempel nicht zu überschreiten. Wir haben nur eine kleine Chance, aber das ist besser als keine. Hier auf der Insel sind wir gefangen, und niemand weiß, was werden wird. Keiner weiß auch, was geschieht, wenn es mir nicht gelingt, der Göttin das Geheimnis der Zukunft zu entreißen und ihre Mithilfe herauszufordern. Ihr Name spricht für sie: Aii-Ko'on-Tak… Aii… das ist die achtarmige… Ko'on… die mit den zwei Sinnen… bisher aber scheint mir, scheint sie immer nur eines Sinnes gewesen zu sein: die Menschen zu quälen, ihnen Leid zu bringen und sich an ihrem Unglück zu erfreuen. Das alles sind dämonische Eigenschaften. Wie immer ich auch zurückkehren mag: Seid auf der Hut vor mir! Ich weiß nicht, wie ich sein werde… Sollte ich nicht wiederkommen, zieht eures Weges und versucht das Möglichste aus einer mißlichen Lage zu machen. Ein geringer Trost, ich weiß, aber viel Auswahl läßt uns dieses mysteriöse Eiland nicht.«

»Was würdest du machen… wenn du allein zurückbliebst?« fragte Pepe. Trotz seines Alters zeigte der Junge gerade in gefährlichen und undurchsichtigen Situationen eine oft erstaunliche Reife und ein Einfühlungsvermögen besonderer Art.

»Ich würde die Nähe des Meeres suchen«, entgegnete Hellmark leise und fuhr dem Jungen mit der Rechten durchs Haar. »Von ihm wissen wir das wenigste. Vielleicht ist es dort am sichersten, vielleicht sieht man von dort aus doch mal ein Schiff. Das Eiland ist nicht groß. Erkundet die Ufernähe!«

Pepe nickte. Plötzlich zuckte er zusammen.

Noch ehe er etwas sagen konnte, erblickte Hellmark aus den Augenwinkeln heraus eine schattenhafte Bewegung.

Nicht weit vom Tempeleingang entfernt huschte ein Schatten vorbei.

Im Tempel war jemand!

*

Er gab den beiden Begleitern ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten und überschritt die Schwelle des Tores.

Melodische Sphärenmusik, die außen in dieser Reinheit und

Schönheit nicht wahrzunehmen war, schwang in der Luft.

Geheimnisvolle Dämmerung hüllte ihn ein. Björn war einzige gespannte Aufmerksamkeit. Er hielt sich links, wohin er den Schatten hatte huschen sehen. Der riesenhafte Tempel war mit einem einzigen Blick überhaupt nicht zu überschauen.

Gewaltige Säulen, die durch Bogengänge miteinander verbunden waren, verliehen diesem Gigantensaal eine Weite und scheinbar zahllose Verstecke und schufen Unterbrechungen, so daß wiederum der Eindruck erweckt wurde, als gäbe es hier Hunderte von verschiedenen Kammern.

Da war wieder der Schatten!

Schnell war Hellmark bei der betreffenden Säule – und stand neben einem Menschen.

Abwehrbereit hielt Hellmark das Schwert, aber der andere war nicht bewaffnet, und so senkte er das magische Schwert wieder.

Seine Augen musterten den Fremden, der einen dunklen Anzug, ein helles Hemd und eine dezent gemusterte Krawatte trug.

»Wer sind Sie?« fragte er leise und benutzte die Sprache der Xantilon-Bewohner. Der andere kniff die Augen zusammen.

»Ich verstehe Sie nicht… tut mir leid…«, sagte er in wohlklingendem Englisch. »Ich weiß nicht mal genau, wo ich hier bin.«

Hellmark verstand jedes Wort. Und so antwortete er in der Sprache, in der ihn der andere angesprochen hatte. »Sie befinden sich im Tempel der Versteinerten, im Tempel Aii-Ko'on-Taks. – Übrigens: mein Name ist Kaphoon.«

»Ich heiße Lee Batskill. – Aii-Ko'on-Taks Tempel? Dann stimmt, was sie mir sagte. Manchmal kommt mir alles vor wie ein Traum, aber ich weiß, daß es keiner ist, denn dann würde ich seit zwanzig Jahren träumen. Ein Traum ist wahr geworden. Die Reise durch Raum und Zeit ist möglich. Ich bin an einem anderen Ort. Ich komme aus London, einer großen Stadt in einer anderen Welt.«

Hellmark kam es so vor, als hätte er das schon mal gehört, und eine steile Falte entstand, zwischen seinen Augen. Er wechselte noch ein paar Worte mit Lee Batskill und erfuhr, daß dieser Mann seit zwei Jahrzehnten die rätselhafte Göttin verehrte, daß er den Wunsch gehabt hatte, sie würde sich ihm offenbaren. Das war nun geschehen. Unter dem persönlichen Schutz Aii-Ko'on-Taks wollte er eine ferne Welt kennenlernen, die Zeit, in der Aii-Ko'on-Tak besonders intensiven Kontakt zu den Menschen unterhielt.

Lee Batskill wich nicht von Björn Hellmarks Seite, als er erfuhr, was der blonde Mahn mit dem markanten Gesicht, der kräftigen, sportlichen Statur und dem funkelnden Schwert im Schild führte.

Das wollte er sich nicht entgehen lassen! Sein Herz und seine Seele

waren mit Triumph erfüllt, und er konnte sich nicht vorstellen, was noch alles auf ihn zukam, welche Erfahrungen und Erkenntnisse er noch sammelte. Er hatte mehr gehört und wahrgenommen als je ein anderer Mensch vor ihm. Sein Geist, seine Seele, befanden sich in einer anderen Zeit. Eine Art Verdoppelung seines Körpers war eingetreten. Sein ursprünglicher Leib war zurückgeblieben in dem Mini-Tempel seines Hauses. Von diesem Körper nahm er nichts mehr wahr, der war tot wie Stein. Durch die Macht eines göttlichen Wesens erlebte er mit dem Körper, der sich von seinem realen Leib getrennt hatte in einem anderen Raum und einer anderen Zeit Abenteuer, von denen die Menschen nur träumen konnten.

Hellmark strebte dem Mittelpunkt des Tempels zu. Wie fremdartige, reich verzierte Zelte spannten sich die hohen Bogengänge über ihm, und jeder war anders gestaltet, anders bemalt, mit fremdartigen Farben versehen, daß er meinte unter verschiedenen Himmeln zu schreiten.

Dann wichen die gewaltigen Säulen weiter zurück, und seine Blicke erfaßten das weite Rund einer Halle, wie er sie nie erblickt hatte.

Im ersten Moment glaubte er, ein bizarres Kabinett zu betreten.

Zu Füßen einer hockenden, nackten Göttin, die acht Arme besaß und in jedem ein breites Krummschwert hielt, standen, hockten, lagen oder knieten unzählige Gestalten. Meist Männer. Tapfere Krieger, die hierhergekommen waren, der Göttin ihr Geheimnis zu entreißen, – und die an dieser Aufgabe gescheitert waren.

Alle, die vom siebten Kampfarm der Göttin getroffen wurden, hatten hier ihre ewige Ruhestätte gefunden. Zu Stein erstarrt, füllten sie den Raum vor dem weiten Rund des Thrones.

Mit einem einzigen Blick nahm Björn die unheimliche Kulisse in sich auf. Rechts neben der kolossalen Gestalt befand sich ein etwa drei Meter hoher Sockel, darauf thronte ein riesiger Schädel aus Stein, dem die Decke fehlte. Aus dem Kopf brach ein geisterhaftes Leuchten und füllte den Raum.

Trotz der unheimlich anmutenden Kulisse empfand Hellmark keine Furcht. Das angenehme Licht, die Stille, die von sphärenhaften Klängen rhythmisch durchbrochen wurde, das alles führte dazu, daß er diesen Tempelbezirk nicht als eine Art Horrorkammer ansehen konnte. In dieser Göttin wirkten zwei Sinne und mit jeder Sekunde, die er länger an diesem außergewöhnlichen Ort verbrachte, wurde ihm dieser Zustand klarer und wurde ihm auch bewußt, daß das alles einen tiefen Sinn ergeben mußte. Nichts in der Welt der Geister und Dämonen, der Götter und mächtigen Fürsten jenseitiger Reiche geschah ohne einen zwingenden Grund. Auch wenn menschlicher Geist den zunächst nicht erkannte und noch weniger begriff, waren

auch die Unsichtbaren der kosmischen Gesetzmäßigkeit unterworfen, die seit Anbeginn der Welt und des Sternenraums existierte.

Björn richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die Göttin. Der Stein, aus dem große Künstler sie gehauen hatten, besaß die Farbe des Fleisches. Der Eindruck, daß diese Kolossalstatue von Blut und Leben erfüllt war wollte nicht weichen, und er fuhr zusammen, als er merkte, daß dies tatsächlich der Fall war.

Die Nacktheit Aii-Ko'on-Taks war echt. Es war nicht dir Nacktheit eines Steins, es war die des Fleisches.

Aii-Ko'on-Tak atmete. Der Glanz in ihren Augen, die auf dem Eindringling ruhten, verstärkte sich. Auf dem Kopf saß wie eine Kappe eine furchteinflößende Fratze, Oberkiefer und kahles Gesicht eines Dämons der sein Maul aufgerissen zu haben schien, um den Kopf der Göttin zu verschlingen.

»Ich weiß, warum du gekommen bist«, sagte die Göttin da, und ihr makelloser Körper spannte sich. Hellmark schien es, als ob die schlanken, sehnigen Finger sich enger um die Griffe der Waffen legten. »Du bist ein Kämpfer wie die anderen, die den Wunsch hatten, das Duell mit mir zu wagen. Ich heiße dich willkommen und wünsche dir den Erfolg, den du dir wünschst. Du kannst das Herz einer Göttin gewinnen, Gesundheit und Wissen und die Wünsche, die du in dem Augenblick hegst, da du die Hand hebst und den ersten Streich mit mir tauschst, werden maßgebend sein für den Augenblick, da es dir gelingt, den Hieben der sieben Schwerter zu entgehen. Da werden sie dir erfüllt werden. – Ich möchte dich aber auch warnen! Aii-Ko'on-Tak verschenkt ihre Gunst nicht. Sie wird alles daransetzen, das zu verteidigen, was ihr gehört. Denk immer daran! Noch bist du frei, noch kannst du den Tempel verlassen. Entscheide dich!«

»Ich habe mich bereits entschieden«, sagte Hellmark mit fester Stimme.

»Also Kampf?«

»Ja!«

Mit diesem Wort hob er die Rechte mit dem Schwert. In Aii-Ko'on-Taks Augen blitzte es auf. Dann bewegter sich ihre Arme im Rhythmus einer Maschine. Die Schwerter teilten die Luft Hellmark war gezwungen anzugreifen. Aii-Ko'on-Tak veränderte ihre Stellung nicht.

Die Schwerter prallten aufeinander. Es klirrte. Die Göttin mit den acht Armen ließ ihre Greifer herumwirbeln, als würde eine sich schnell drehende Walze, versehen mit zahllosen langen Messern, in Bewegung geraten.

Hellmark kämpfte. Er schlug die Krummschwerter zurück, die blitzschnell nach vorn stießen.

Metallisches Klirren mischte sich unter die melodischen Klänge. Funken sprühten.

Im Nu war Björn in Schweiß getaucht. Sein zerfetztes Hemd, von dem unfreiwilligen Bad, das er hatte nehmen müssen, noch gar nicht richtig trocken, klebte auf seiner Haut. Von ihm wurde alles gefordert. Drei, vier Hände auf einmal stießen zu, und er schlug den Angriff zurück. Es mußte ihm gelingen, so dicht an die Göttin heranzukommen, daß er die dämonische Maske erreichte und anhob. Das alles mußte blitzschnell gehen, ohne daß er von einem Schwert getroffen wurde.

Aber das war eine Illusion. Kein Mensch war so schnell. Es sei denn, man verfügte über magische Fähigkeiten oder… und plötzlich überlief es ihn siedendheiß.

Acht Arme, fieberten seine Gedanken. Sie hat doch acht Arme! Aber nur von sieben hat sie gesprochen! Von sieben hatte auch Hasard Kolon gesprochen. Warum unterschlug sie den achten? Hing der mit ihrem anderen, ihrem zweiten Sinn zusammen?

Hellmark sprang zurück. Um Haaresbreite streifte ihn das Schwert des dritten Armes und riß einen Fetzen aus seinem Hemd.

Über sein Haupt zischte ein anderes Schwert. Das siebte! Du wirst zu Stein werden, wenn es dich berührt, schrien seine Gedanken. Er ließ sich einfach fallen.

Da beugte die Göttin sich nach vorn. Der erste und der zweite Arm stießen nach ihm und wollten das vollbringen, was den anderen Armen bisher nicht glückte.

Hellmark rollte sich herum, parierte die Schläge und bekam die Kraft und die Wucht zu spüren, die hinter den Angriffen der Kämpferin steckten.

Er mußte noch weiter zurück und brauchte eine Pause, um Atem zu schöpfen.

Wie gierige Zähne schnappten die Schwerter nach ihm. Drei, vier, fünf auf einmal! Er rollte weiter zurück, konnte nicht mehr und stieß gegen etwas Hartes. Ein Versteinerter, der am Boden hockte und den Blick zu der Göttin aufwärts gerichtet hielt, schnitt ihm den Weg ab.

Geistesgegenwärtig sprang Hellmark auf die Beine und warf sich um den Versteinerten herum, als er den leichten Schlag gegen die Schulter verspürte.

Ein Schwert! Es hatte ihn getroffen…

Das siebte Schwert!

Er zuckte zusammen, als er die eisige Kälte fühlte, die ihn plötzlich einhüllte…

*

»Björn!« schrie da eine Stimme. Pepe tauchte hinter einer Säule auf und war puterrot im Gesicht.

Er sah Hellmark taumeln, der sich noch mal fing und die Kraft fand, den nachsetzenden Schwerthieb zurückzuschlagen.

In seinen Armen und Beinen prickelte es, als ob elektrischer Strom durch seine Glieder geleitet würde.

Nur die Spitze hatte ihn getroffen, reichte aber offenbar nicht aus, ihn vollends zu Stein werden zu lassen.

Da tauchte Pepe neben ihm auf. »Zurück!« brüllte Björn noch und versetzte dem Jungen einen Stoß in die Seite, um ihn aus dem Gefahrenbereich zu bringen.

Pepe stolperte, kam hinter der knienden Steinfigur in die Hocke und starrte hinauf zu Aii-Ko'on-Tak, deren Schwerter noch immer durch die Luft wirbelten und eine metallische Schranke vor sich errichteten, die keiner zu durchbrechen vermochte.

Keiner?

Es krachte und barst. Das dritte Schwert, das fünfte, das siebte… gleichzeitig zersprangen sie, fielen die Spitzen ab und bröckelten sie, als bestünden sie aus morschem Gewebe.

Ein Ruck ging durch den Leib der Nackten.

Der Junge mit den parapsychischen Fähigkeiten konzentrierte sich auch auf die anderen Schwerter. Das erste, das zweite, das vierte. Bis zum Schaft brachen sie ab, und in Aii-Ko'on-Taks Augen irrlichterte es.

Björn gab sich einen Ruck und schüttelte die Benommenheit ab, die von ihm Besitz ergriffen hatte.

»Nicht das achte Schwert! Pepe!« brüllte er noch.

Damit mußte es etwas auf sich haben. Ein ihn elektrisierender Gedanke war ihm gekommen.

Sieben Schwerter zerbrach der Junge durch reine Gedankenkraft, und zu Füßen Aii-Ko'on-Taks sah es aus, als ob eine Häckselmaschine in Tätigkeit getreten wäre.

Verbogene Schwertspitzen, zerbröckelte Metallteile…

Björn ging um Pepe herum und blickte der Göttin in die Augen. In der linken untersten Hand hielt sie das letzte und achte Schwert, das – wie Björn während des Kampfes eindeutig beobachtete, – von Aii-Ko'on-Tak nicht ein einziges Mal in Bewegung gesetzt wurde. Es war gerade so, als wäre diese Hand steif oder müßte den Einsatz dieser Waffe verhindern.

Von diesem Schwert hatte noch niemand gesprochen. Von ihm wußte offenbar niemand, was es verursachte, und Björns fieberndes Hirn glaubte der Lösung ganz nahe zu sein. Wenn er wußte, was für eine Bedeutung der achte Kampfarm der Göttin hatte, dann war er überzeugt davon, in das Geheimnis aller Geheimnisse der legendären Göttin eingeweiht zu sein.

Hellmark senkte das Schwert, und mit schweißüberströmtem

Gesicht taumelte Pepe hinter seinem Versteck hervor. Die Schwertreste auf dem Boden klirrten, als er hineintrat.

Instinktiv fühlte Björn, es drohe ihm keine Gefahr mehr. Mit dem achten Kampfarm hatte es eine besondere Bewandtnis. Aber das alles war nur eine Vermutung, er hatte keine Sicherheit, und als sich der letzte bewaffnete Arm Aii-Ko'on-Taks scheinbar unendlich langsam hob und ihm näherte, da fragte er sich, ob er mit seinen Überlegungen wirklich richtig lag. Aber die Logik hatte ihre Gesetze, und er sagte sich, daß es einem Normalsterblichen nie gelang, die sieben Kampfarme der Göttin auszuschalten, um an die Stirnmaske zu kommen. Es mußte einen anderen Weg geben – einen Weg, den bisher niemand beachtet hatte.

Das Schwert näherte sich ihm und saß auf seiner Brust. Die Langsamkeit, mit der alles geschah bestärkte ihn in seiner Annahme, daß er mit seinen Überlegungen richtig lag.

Dann ritzte ihn die Spitze. Er fuhr zusammen. Ein Blutstropfen quoll aus seiner Haut. Björn wich keinen Schritt nach hinten aus. Im gleichen Augenblick hatte er das Gefühl, durch ein unsichtbares Band mit der Göttin verbunden zu sein. Ein unbekanntes beglückendes Gefühl durchrieselte seinen Körper. Er erkannte die Dinge in einer Klarheit, wie menschliche Gedanken es allein wohl nie schaffen würden.

Alles war in helles, reines Licht getaucht, die Melodien erschollen in einer Klarheit und Schönheit, daß es ihn bis ins Innere seiner Seele traf. Und alles, was bisher verloren war, kehrte zurück.

Er wußte, wer er war, woher er kam und was er wollte. Die Gedächtnislücke schloß sich. Die Berührung mit dem achten Arm brachte ihm die Gesundheit, und sie veranlaßte Aii-Ko'on-Tak, die sich vor seinen Augen veränderte, Dinge beim Namen zu nennen, die kein Sterblicher vor ihm gehört hatte.

Aii-Ko'on-Tak öffnete ihre Hände. Die Schwertgriffe fielen heraus. Wie segnend breitete sie die Handflächen aus. Die dämonische Fratze auf ihrem Kopf klappte zurück und verwandelte sich. Sichtbar wurde eine wunderschöne Krone, die ihren Kopf schmückte und in der Brillanten von einer Größe und Reinheit funkelten, daß man die Augen schließen mußte, um nicht geblendet zu werden. In der Mitte der Krone saß ein dunkelroter, funkelnder Stein, groß wie eine Männerfaust.

Hellmark schluckte.

»Ein Auge… ein Auge des Schwarzen Manja«, entfuhr es ihm, und er wußte, welche Bedeutung diese Augen für denjenigen hatten, der sieben von ihnen besaß.

*

»… du sollst wissen, wie ich so wurde, warum ich so bin. Seit jeher bin ich Aii-Ko'on-Tak, denn als ich in den Tiefen sternenwirbelnder Universen geboren wurde, standen nicht nur die Kräfte des Guten bereit, sondern auch die des Bösen. Die dem Licht zugetan waren – eines Tages fielen sie ab, wurden zu Geistern und Dämonen, und ihre Aufgabe ist es, andere so werden zu lassen, wie sie selbst sind. Auch eine Göttin ist nicht dagegen gefeit, immer die heimtückischen Angriffe aus der Welt der Sichtbaren und der Unsichtbaren abzuwehren. Auch Götter machen Entwicklungen durch, und die Geister und Dämonen der oberen Ränge achten genau darauf, wann dieser Zeitpunkt gekommen ist, um die Mächte der Finsternis wirken zu lassen.

Mein Geist wurde verwoben mit dem der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my, deren Wirken auf der Welt der Sterblichen einen schlimmen Klang hat. Man setzte mich mit ihren Töchtern gleich und wob so eine falsche Legende. Dämonen und Geister und das Wirken der irregeleiteten Menschen zwangen meinen Geist und meinen Willen in eine Richtung, die ich nicht abwehren konnte.

Die Zahl Sieben hat im Reich der Unsichtbaren seit jeher einen besonderen Klang. Sowohl die Dämonen bedienen sich ihrer wie auch die guten Geister, die den Allmächtigen, der dieses Universum schuf und für den wir alle – auch ich – nur winzige Rädchen in einem unfaßbaren Getriebe sind, unterstützen. Durch die sieben Priester dieses Tempels wurde ich verehrt und geschützt.

Die Priester fielen den bösen Mächten zum Opfer, und meine Kräfte wurden im Lauf vieler Jahrtausende dazu benutzt, den Dämonen zu dienen und sie zu unterstützen. Sieben Arme konnten sie für ihre Zwecke mißbrauchen, um Menschen zu quälen, die auf diese Insel, die einst von finsteren Kräften beherrscht wurde, Fuß gefaßt hatten. Den achten Arm versahen sie ebenfalls mit einem Schwert, aber er würde niemals Leid, sondern Erfüllung und Erlösung bringen.

Doch dieses Wissen verschwiegen sie und löschten es aus dem Bewußtsein all derer, die Aii-Ko'on-Tak einmal verehrten. Nur die schlechten Seiten wurden angebetet, die guten verkümmerten.

Ein Priester fand den Mut, ein besonders großes und schönes Auge des Heiligen Vogels, den die Götter mit nach Xantilon brachten, in meine Krone zu setzen. Das sollte mich davor bewahren, für immer anderen Sinnes zu werden, und die Dämonen brachten es nicht fertig, dieses Auge zu entfernen. Sie verbargen es mit einer schrecklichen Maske, die nie etwas mit Aii-Ko'on-Taks wirklichem Sinn zu tun hatte.

Das ist ein Teil des Wissens, das ich dir mitgebe, das du verdient hast. Und noch mehr: du sollst wissen, daß Aii-Ko'on-Tak die Menschen nicht vernichtet hat, daß schreckliche Dämonen sich ihres

Reiches und ihrer Kraft bemächtigten, daß sie es aber nicht fertigbrachten, Leben, das mal hierhergekommen war, für alle Zeiten auszurotten. Die den Verstand verloren, werden ihren Geist wieder zurückerhalten, die sich in Selbstzerstörung richteten, werden wiederkehren wie diejenigen, die furchtbare Krankheiten erdulden, um dann zu sterben.

Die dazu verflucht waren, die Tore zu den Vampir- und Geistergrüften zu öffnen, werden aus den schrecklichen Bergtälern zurückkommen, und die furchtbaren Gespenster werden die veränderte Lage registrieren und Schutz suchen in den Grüften, die ihnen einst von Dämonen geschaffen wurden. Die in Schlaf fielen, werden erwachen, die zu Stein wurden, werden wieder mit Blut und Leben erfüllt sein.

Dir aber, der du nun weißt, wer du bist, und der du dieses Wissen nicht mehr verlieren wirst, will ich einen weiteren Wunsch erfüllen, den du in dem Moment dachtest, als du den ersten Hieb gegen mich führtest: Wandere bei Sonnenaufgang nach Süden! Du wirst eine Bucht und ein Schiff finden, mit dem du nach Xantilon zurückkehren kannst. Dort willst du nach den Freunden suchen, die du verloren hast.

Ein Höherer als ich gebietet mir, dir nicht alles zu sagen und dich deinen Weg gehen zu lassen. Ein Mann muß seinen Weg gehen und seine Entscheidungen treffen. Vergiß eines nie, und diesen Rat möchte ich dir mit auf den Weg geben: du bist gekommen, die Vorgänge zu ändern. Das liegt im Bereich des Möglichen. Aber vergiß eines nicht: Solltest du je in deine eigene Zeit zurückkehren können – wirst du nie wissen, ob sie etwas geändert hat, denn du wirst alles wieder vorfinden, wie du es verlassen hast, weil du dich wieder in der Zeit bewegst, die deine eigene ist.

Das ist eines der Geheimnisse der Zeit, die Menschen beherrschen lernen, aber niemals verstehen werden. Ich sehe deinen Blick, und ich weiß, was du jetzt denkst, Björn Hellmark. Das große rote Auge in der Krone der Aii-Ko'on-Tak lockt dich! Du möchtest es gern besitzen. Du hast ein Anrecht darauf! Aber bezähme deine Wünsche! Dieses Auge darfst du nicht besitzen. Es schützt Aii-Ko'on-Tak und die Menschen, die den Weg auf diese Insel finden und deren Hoffnungen von nun an nicht mehr enttäuscht werden, nun, da Menschenaugen es gesehen, vor den Nachstellungen des Dämonen…«

Überall war plötzlich Leben.

Die Versteinerten richteten sich auf. In den abgelegenen Tälern und Wäldern erwachten die Schläfer, draußen vor dem Tempeleingang wurde ein Wahnsinniger wieder Mensch. Vonx, der Lautenspieler, kam überglücklich in den Tempel und schloß Hellmark in die Arme.

Die Menschen jubelten. Alle ohne Ausnahme. Die durch Selbstmord sich richteten, erwachten zu neuem Leben. Und auch in dem wildschäumenden Wasser zwischen den Klippen regte es sich. Ein Mensch drückte die steinerne Last beiseite, richtete sich auf und watete ans Ufer.

Es war Hasard Kolon.

*

Björn Hellmark registrierte das Leben und begriff, daß Aii-Ko'on-Tak Wort hielt.

In der allgemeinen Aufregung und dem Jubel hatte er den Mann aus einer anderen Zeit vergessen, der durch Aii-Ko'on-Taks Geist und beschworenen dämonischen Willen hierher getragen worden war.

Hellmark sah ihn nirgends.

»Lee Batskill?« murmelte er mal, zu Aii-Ko'on-Tak aufblickend. »Wo ist er?«

»Wieder dort, wo er hingehört. Seine Reise ist zu Ende, noch ehe sie richtig begonnen hat.«

*

»Jetzt werden wir gleich wissen, was los ist«, knurrte Chiefinspektor Don Warren. Das Fahrzeug, in dem er mit drei Polizisten und seinem Assistenten George zum Landhaus Batskills gerast war, jagte in den Hof.

Er erblickte sofort das Fahrzeug, mit dem Andy Facem und Joe Malock gekommen waren. Der Sergeant, den er vergeblich per Funk rief, stürzte in diesem Augenblick aus dem Wagen. Warren fielen fast die Augen aus dem Kopf, als der Mann auf sie zurannte. Brown war splitternackt…

*

Sie kamen aus dem Staunen, der Verwirrung und Ratlosigkeit nicht mehr heraus.

Don Warren glaubte zu träumen, als er mit seinem Assistenten und zwei bewaffneten Polizisten den Eingang hochlief.

Im Innern des Hauses schien ein Bienenschwarm zum Leben zu erwachen.

Überall Bewegung, Rennen, Laufen, leise Schreie.

Don Warren sah einen nackten Andy Facem und Gestalten, die in diesen Sekunden ihr steinernes Dasein verloren, da eine Göttin in einer fernen Zeit anderen Sinnes geworden war.

Im Haus wimmelte es von nackten Frauen. Alle diejenigen, die Lee Batskill schon durch Aii-Ko'on-Taks Beschwörungen zu Stein werden ließ, wurden wieder Menschen und waren unverändert. Um keinen Tag gealtert.

»Wo bin ich hier?« stöhnte Warren. »Ist das hier ein Freudenhaus oder ein Institut für zwischenmenschliche Beziehungen, George?«

»Es ist das Landhaus von Mister Batskill, Chief«, sagte der Assistent kleinlaut, als könne er es nicht glauben.

»Kneifen Sie mich, George!«

Der Assistent tat es ziemlich heftig, so daß Don Warren aufschrie.

»Ich bin schon wach, verdammt noch mal! Ich habe nicht gesagt, daß Sie mir die Haut vom Leib reißen sollen!«

Er starrte Andy Facem an, der bei der Jagd nach einem schweren Vorhang vor Joe Malock Sieger blieb. Der dicke Beamte wickelte den roten Vorhang um sich, aber sein Leibesumfang war zu stark, als daß der Stoff ausgereicht hätte.

»Sie sind mir eine ganze Menge Erklärungen schuldig, Andy, Joe«, brachte Warren heiser über die Lippen. »Ich hatte Sie losgeschickt, das Geheimnis dieses Hauses zu lüften und Lee Batskill festzunehmen. Statt dessen nehmen Sie hier an einer Orgie teil.«

»Menschen werden zu Stein, und aus Stein wieder zu Menschen«, flüsterte Andy Facem und schüttelte sich, als wolle er sich vergewissern, daß auch er völlig wach war. »Das glaubt uns kein Mensch, Chief!«

Droben auf der Galerie tauchte Lee Batskill auf. Hinter ihm sah man junge, wohlgeformte nackte Frauen, die auf Suche nach irgend etwas waren, womit sie ihre Blöße bedecken konnten.

Maliziös lächelnd kam Batskill über die Treppe nach unten. Er sah die Uniformierten, die kalten, ihn sezierenden Augen der Beamten und zuckte die Achseln.

»Sie sind gekommen, um mich festzunehmen?« fragte Batskill. »Ich glaube das eben so vernommen zu haben, meine Herren. Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen. Ich habe nichts getan, was strafbar wäre. Ich habe niemand umgebracht, wie Sie vielleicht denken mögen. Alle Frauen, die in den letzten Jahren vermißt gemeldet wurden, leben – sie sind hier zu Gast. Sie können sich davon überzeugen. Und wo kein Verbrechen geschehen ist, Chiefinspektor, da wird man auch vergeblich nach einem Verbrecher suchen, nicht wahr?«

*

Von dem Fall wurde eine dickleibige Akte angelegt. Alle Aussagen wurden zu Protokoll genommen. Auch Clea Malcolms Name kam darin vor. Sie gab eine detaillierte Schilderung dessen, was sie erlebt

und empfunden hatte.

Es kam zu keiner Festnahme und zu keinem Prozeß. Es gab auch nie eine Aufklärung, und auch die Öffentlichkeit erfuhr nie von den geheimnisvollen Vorgängen.

Die Akte mit einem der spektakulärsten und rätselhaftesten Kriminalfälle nach dem zweiten Weltkrieg in England verschwand in den Archiven. Niemand riskierte es, darüber zu sprechen, aus Angst, der Lächerlichkeit preisgegeben zu sein.

*

In der Vergangenheit der Erde legt in diesen Minuten ein stolzes Schiff mit drei Masten von der Südbucht des Eilandes ab.

Björn Hellmark führt das Kommando. Pepe ist bei ihm und Vonx, der Lautenspieler, der von dem rätselhaften und schönen Land Milachoot singt und von einem Mann, den er dort getroffen hat. Björn weiß, daß es niemand anders als Rani Mahay ist.

Den Freund und Arson, den Mann mit der Silberhaut muß er noch finden, ehe Xantilon endgültig in den Fluten versinkt. Die Zeit drängt.

Genau dreißig Personen befinden sich an Bord. Sie haben sich bereiterklärt, Björn Hellmark zu unterstützen, den sie Kaphoon nennen. Diese Menschen sind harte Krieger und durchweg gute Seeleute.

Am Steuer steht ein junger Mann, der schon mehr als ein Schiff sicher durch Klippen gesteuert hat: Hasard Kolon. Er hat sich dem Zug nach Xantilon angeschlossen.

Hellmark steht auf der Brücke und blickt über das blaue Meer. Aii-Ko'on-Taks Eiland fällt zurück. Ein Ort der Hoffnung, auf den Flüchtlinge nun mit Recht kommen können. Aii-Ko'on-Taks Eiland ist ein Bollwerk. Diese Welt wird nicht untergehen, die Menschen, die nach dort kommen, werden sich und ihre Art erhalten.

Er will versuchen, noch den anderen, die auf Xantilon herumirren, die den Geistern und Dämonen in die Falle gehen, den Weg zu zeigen und vielleicht noch andere Rettungsmöglichkeiten auszuschöpfen.

Nichts ist endgültig, sagt er sich.

Um seine Lippen spielt ein schmerzlich-froher Zug.

Er sieht die Dinge mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Geister und Dämonen aus unsichtbaren und jenseitigen Reichen tummelten sich in der Welt der Sichtbaren. Menschen fielen ihnen zum Opfer, aber diese Menschenfeinde besaßen keine allumfassende Macht, und man war ihnen nicht hilflos ausgeliefert. Man konnte etwas gegen sie tun. Man mußte es nur wollen.

ENDE